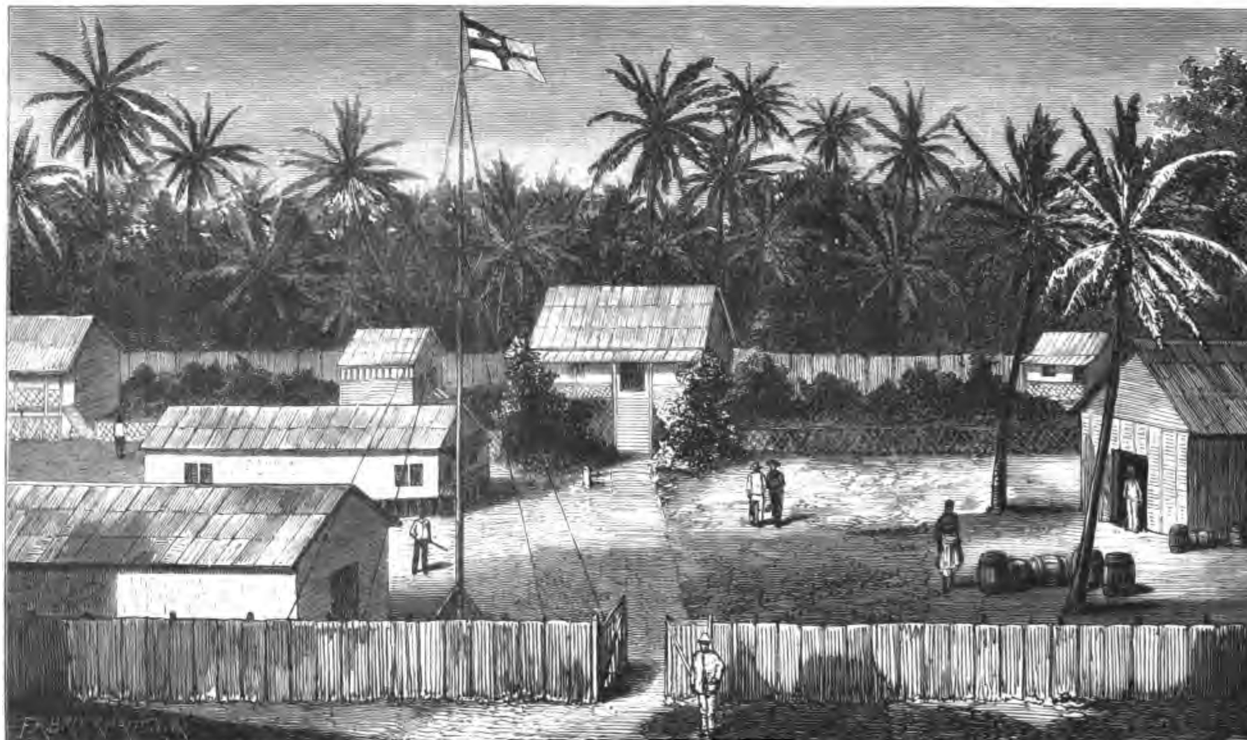
Im Bismarck-Archipel.



Factorei der Firma Hernsheim u. Comp. auf der Insel Matupi.
(Kaiserlich Deutsches Consulat.)

Titelbild.

Im Bismarck-Archipel.

Erlebnisse und Beobachtungen

auf der Insel

Neu-Pommern

(Neu-Britannien).

Von

R. Parkinson.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1887.

Vorwort.

Die Aufmerksamkeit Deutschlands ist neuerdings auf die Inseln des westlichen Stillen Oceans gelenkt worden, die fast ohne Ausnahme noch sehr wenig bekannt sind. Nachstehende Aufzeichnungen über Land und Leute von Neu-Britannien, soweit ich beide während meines nun zwei und einhalbjährigen Aufenthalts auf der Insel und bei verschiedenen Streifzügen ins Innere des Landes kennen gelernt habe, dürften daher deutschen Lesern nicht unwillkommen sein. Ich hoffe, ihnen durch diese anspruchslosen Skizzen, die zum Theil ursprünglich als Briefe an Freunde in der Heimat niedergeschrieben waren, ein deutliches Bild zu geben von den gegenwärtigen Zuständen Neu-Britanniens, sowie von dem Charakter und der Lebensweise der in vieler Hinsicht interessanten Eingeborenen.

Ralum-Pflanzung,
Neu-Britannien, Juni 1885.

R. Parkinson.

Zur Beachtung.

Seit Niederschrift dieser Aufzeichnungen sind folgende Veränderungen von in diesem Werke vorkommenden geographischen Namen seitens der Deutschen Reichsregierung bestimmt worden:

Neu-Britannien = Neu-Pommern.
Neu-Irland = Neu-Mecklenburg.
Duke of York-Gruppe = Neu-Lauenburg.
Berg Beautemps-Beaupré = Varzin.

Inhalt.

Abbildungen im Texte.

(Die Abbildungen sind zum Theil nach den Originalaufnahmen des auf Duke of York ermordeten Herrn Th. Kleinschmidt ausgeführt.)

Separatbilder.

I.

Von Sydney nach Neu-Britannien.

Während meines Aufenthalts in Sydney ward ich lebhaft daran erinnert, daß Neu-Britannien (die jetzt Neu-Pommern genannte große Insel) außerhalb des Bereichs der Civilisation gelegen ist, denn wo ich auch anfragen mochte, niemand konnte mir Auskunft geben, wann und wie ich dorthin gelangen könne. Eine Verbindung durch Segelschiff schien zwar von Zeit zu Zeit stattzufinden, aber allgemein wurde mir der Rath ertheilt, eigens ein Schiff für die Reise zu dingen. Dies war mir jedoch zu kostspielig, und ich zog es vor, ein wenig zu warten, hoffend, daß schließlich doch eine weniger kostspielige Reisegelegenheit sich darbieten werde.

Glücklicherweise wurde meine Geduld nicht allzu lange auf die Probe gestellt. Nach einem vierzehntägigen Verweilen in der Hauptstadt von Neusüdwales erhielt ich durch die Freundlichkeit des Commandeurs des englischen Südseegeschwaders, Commodore Erskine, einen Platz an Bord des Kriegsschiffs „Espiègle", und am 25. October 1882 dampfte das stattliche Schiff aus dem Hafen von Sydney.

Der Commandant, Kapitän C. Bridge, theilte mir im Laufe des Tages mit, daß seine Ordre ihn nöthige, die Salomon-Inseln anzulaufen, wodurch die Reise nach Neu-Britannien sich vielleicht um 8 oder 10 Tage verlängern würde.

Die Nachricht hatte indeß nichts Unangenehmes für mich. Im Gegentheil, es war mir ganz erwünscht, auch diese Inseln kennen zu lernen, deren Bewohner durch ihre Mordthaten und Ueberfälle friedlicher Kauffahrer in den letzten Jahren sich einen so übeln Ruf zugezogen hatten.

Am 9. November frühmorgens war die Küste der hohen, gebirgigen Insel San-Christoval in Sicht, und hart an der Küste entlang dampfend, gingen wir kurz nach Mittag bei der kleinen Insel Ugi vor Anker. Eine ungefähr 5 Seemeilen breite Straße trennt sie von San-Christoval. Neuerdings hat die englische Regierung hier ein Steinkohlendepot errichtet, und infolge dessen legen die von Zeit zu Zeit nach den Salomon-Inseln beorderten englischen Kriegsschiffe hier an, um ihren Kohlenvorrath zu erneuern. Der Anblick eines so großen Schiffes ist mithin in den Augen der Insulaner nichts Neues; es dauerte nicht lange, bis sie in ihren kleinen, sorgfältig und zierlich gebauten Kanoes uns zur Seite kamen, und die ziemlich geläufig ausgesprochenen englischen Redensarten sowie die exorbitanten Preise, zu welchen sie Bananen und Kokosnüsse feilboten, ließen uns bald gewahr werden, daß diese Kinder der Natur schon oft mit Weißen in Berührung gekommen. Auf Ugi wohnt ein Europäer, der mit der Aufsicht und Ueberwachung des Kohlendepots betraut ist, außerdem aber von den Eingeborenen die Producte der Insel erhandelt. Ein früherer Ansiedler wurde vor wenigen Jahren von den Insulanern ermordet; der lebhaftere Verkehr, namentlich mit den englischen Kriegsschiffen, hat jedoch zur Folge gehabt, daß der Aufenthalt für Weiße jetzt ganz gefahrlos ist.

Die Leute sahen übrigens keineswegs vertrauenerweckend aus. Männer und Weiber waren völlig unbekleidet, und die Mehrzahl der erstern erschien stets mit Speeren oder einem langgestielten Beil bewaffnet. Nicht weit von dem Ankerplatz liegt ein ziemlich großes Dorf, das am folgenden Tage von uns besucht wurde. Die Hütten sind von primitiver Bauart

und mit Kokospalmen- oder Pandanusblättern bedacht. Der innere quadratische Raum wird nur durch eine kleine viereckige, etwa 1 m über dem Fußboden befindliche Oeffnung, welche zugleich als Eingang dient, erhellt. Vor dieser Oeffnung und in gleicher Höhe mit derselben ist in der Regel eine schmale Veranda angebracht, auf welcher die Insassen zu hocken pflegen. Auf einem freien Platz, von Palmen und andern Bäumen überschattet, stand ein größeres Gebäude, in Bauart und Ausstattung von den Wohnhütten gänzlich verschieden, 16 m lang und 7 m breit, die Seitenwände $1^1/_2$ m hoch, die Giebelenden offen und die Dachfirste etwa 5 m über dem Fußboden. Grotesk geschnitzte Pfeiler aus hartem Holz, fratzenhaft verzerrte männliche und weibliche Figuren darstellend, stützten das Dach. Bemalte und geschnitzte Querbalken trugen eine Menge von größern und kleinern ovalen Holzgefäßen, einige von der Größe einer Badewanne, mit phantastisch geschnitzten Henkeln und mit bunten Muschelstücken verziert. Wir trafen in jedem Dorf, das wir später besuchten, ein solches Haus, fast ohne Ausnahme von derselben Größe und Construction. Es ist das Versammlungshaus der Dorfbewohner; in den großen Holzgefäßen werden bei den gemeinschaftlichen Festmahlzeiten die Speisen bereitet. Zu dem Cultus der Insulaner scheint es nicht in Beziehung zu stehen. Man zeigte uns dagegen hier und da eine gewöhnliche kleine Hütte, in welcher Kokosnüsse, Yamswurzeln oder andere eßbare Früchte aufgehangen waren, und bedeutete uns, es sei verboten diese Hütte zu betreten, denn „house belong devil", wie sich ein englisch sprechender Insulaner ausdrückte, das Haus gehört dem Teufel.

Im Vorbeigehen traten wir in die Werkstelle eines Kanoebauers. Der Meister war eben bei der Arbeit; seine Werkzeuge bestanden nur aus einer kleinen Axt und einem Drillbohrer; Stücke grober Korallen dienten ihm zum Abreiben und Glätten der Planken, braune Farbe zum Bemalen der

Außenseiten. Die Kanoes haben keine Ausleger; die Planken werden mit feinen Stricken aus Kokosnußfaser aneinandergebunden, und durch mehrere Querhölzer und Rippen wird dem Ganzen Festigkeit gegeben. Ein solches Fahrzeug ist ungemein leicht und zerbrechlich; die Eingeborenen bewegen es, auf dem Boden desselben hockend, mit Hülfe ihrer kurzen Schaufelräder schnell über die Wasserfläche.

Da die „Espiègle" behufs Ergänzung ihres Kohlenvorraths mehrere Tage vor Ugi liegen blieb, beschlossen wir, eine Tour durch die Insel zu machen, namentlich da die Masse wilder Tauben, deren Lockton aus allen Richtungen zu uns herüberschallte, eine ergiebige Jagd versprach. In Begleitung des Kapitäns und einiger Offiziere wurde am frühen Morgen aufgebrochen. Der Weg war sanft ansteigend uud führte quer über die Insel. Kleine Wässerläufe mit erfrischendem kühlen Wasser unterbrachen hie und da den schmalen Fußpfad, oben in den Baumwipfeln nisteten die wilden Tauben, wohlriechende Kräuter hauchten angenehme würzige Düfte aus, und das dichte Laubdach, das selbst die senkrechten Strahlen der Mittagssonne nicht zu durchdringen vermochten, gewährte uns willkommenen Schatten. Nach etwa dreistündigem Marsch kamen wir an mehrern Waldlichtungen vorbei, die mit Tarro, Yam, Zuckerrohr u. s. w. bebaut waren, in ein ansehnliches Dorf, wo uns die Bewohner freundlich empfingen und mit frischen Kokosnüssen, Bananen und andern Früchten gastfrei bewirtheten. Zu unserm Erstaunen redete uns einer von ihnen englisch an und zwar in ziemlich tadelloser, geläufiger Sprache. Er erzählte uns, daß er mehrere Jahre auf Norfolk-Island die Missionsschule des englischen Bischofs Selwyn besucht habe, und schrieb in deutlicher Handschrift seinen Namen und einige Bibelsprüche in ein ihm dargereichtes Taschenbuch. Auf Verlangen führte er uns zu seiner Hütte. Wir hatten erwartet, hier einigen Fortschritt zu finden; allein die Hütte unterschied sich in ihrer Bauart wie in den Geräth-

schaften, die sie enthielt, nicht im mindesten von den übrigen des Dorfs: ein neuer Beweis, daß diesen Insulanern noch andere Dinge als Lesen und Schreiben gelehrt werden müssen, wenn man sie auf den Weg zur Civilisation leiten will. Beim Abschied beschenkten wir den Missionszögling mit einigen Kleinigkeiten; dies hielt ihn jedoch nicht ab, uns um eine Flasche Schnaps zu bitten: eine Bitte, die selbstverständlich abgeschlagen wurde. Wir gingen durch den Wald nach der Küste zurück und gelangten gegen Abend müde und hungerig wieder an Bord unsers Schiffes.

Hier auf Ugi war der Sohn des Häuptlings Kalikona von einem früher vorbeipassirenden englischen Kriegsschiff als Geisel für die künftige gute Aufführung seines Vaters zurückgelassen worden. Die „Espiègle" hatte Befehl, den Häuptlingssohn nach seiner Heimatsinsel zurückzubringen; so schlug sie denn am 12. November die Richtung nach der Insel Florida ein und ankerte am folgenden Tage vor dem Dorfe Tesemboko auf der Insel Guadalkanar, der Insel Florida gegenüber. Die Küste von Guadalkanar erhebt sich in allmählicher Steigung; Gebirge in Höhe bis zu 2500 m durchziehen das Innere und senden wasserreiche Flüsse ins Meer. Der Tag war zu weit vorgerückt, als daß die Insel Florida noch erreicht werden konnte; zudem ist die Karte ungenau und verzeichnet viele Sandbänke; auch wäre die Fahrt dadurch sehr erschwert worden, daß durch einen in der Nacht gefallenen starken Regen die Flüsse Guadalkanars reißend angeschwollen waren und mit ihren gewaltigen Wassermassen erdige Theile herabgespült hatten, die das Fahrwasser zwischen Guadalkanar und Florida völlig trübe und undurchsichtig machten.

Die Insulaner in Tesemboko bezeigten sich anfangs recht freundlich. Sie brachten den ans Land Gegangenen, unter denen auch ich mich befand, Eier und Hühner zum Kauf; als sie jedoch sahen, daß wir ihrer nur wenige waren, änderten sie ihr Betragen schnell; sie wurden zudringlich und um-

ringten uns in großer Zahl, sodaß wir es für gerathen hielten, uns zu unserm Boot zurückzuziehen, zumal auch noch mit Speeren und Keulen bewaffnete Männer herbeiliefen, die durchaus nicht liebenswürdig aussahen. Als das Boot abstieß, erhob die ganze Bande ein drohendes Geschrei. Unter einem breitästigen Baum am Strande stand ein niedriges Gerüst, auf dem elf Menschenschädel nebeneinander aufgereiht waren. Kurz, alles erweckte den schauerlichen Gedanken, daß Tesemboko von Kannibalen bewohnt sei.

Am nächsten Morgen dampfte die „Espiègle" nach der gegenüberliegenden kleinern Insel Florida. Die See war noch immer sehr trübe, entwurzelte Bäume mit allem Zweig- und Laubwerk, dazwischen kahle Stämme trieben auf der Oberfläche und nöthigten unser Schiff zu vorsichtiger, langsamer Fahrt. Etwa zwei Seemeilen südlich von Florida passirten wir eine kleine bewaldete Insel. Hier war im October 1880 der englische Marinelieutenant Bower nebst vier Matrosen ermordet worden. Auf einer Vermessungstour begriffen, landete er mit seinen Leuten gegen Abend auf dem unbewohnten Eiland. In der Nacht wurden sie von Eingeborenen aus Florida überfallen, beraubt und erschlagen; nur einem von den Matrosen gelang es zu entkommen und sich durch Schwimmen zu retten. Auf die Nachricht von der Unthat ließ die englische Regierung, um die Bestrafung der Mörder zu bewirken, eine Corvette nach Florida gehen. Man gab dort vor, die Schuldigen nicht ermitteln zu können; da wurde ein bewaffnetes Detachement gelandet, das die Hütten der Eingeborenen einäscherte, ihre Kanoes zerstörte, die Kokospalmen niederhieb und das Land ringsumher verwüstete. Dies hatte zur Folge, daß die Häuptlinge Tambokoro und Kalikona die Mörder auslieferten. Einer jedoch, ein Unterthan Kalikona's, war entflohen, und damit letzterer sich beeiferte, ihn einzufangen, wurde dessen Sohn als Geisel an Bord genommen. Später stellte es sich heraus, daß der Flüchtling Guadalkanar erreicht hatte, und da es

nicht in Kalikona's Macht stand, ihn dort gefangen zu nehmen, so führten jetzt die Engländer den Sohn zu seinem Vater zurück.

Hiermit hatte die „Espiègle“ ihre Mission für Florida beendet, und am selben Tage setzte sie die Reise fort.

Die Salomon-Inseln sind eine der größten Inselgruppen im Stillen Ocean. Weiße Ansiedler gibt es dort sehr wenige. Die Eingeborenen sind wild und kriegerisch und tödten jeden Fremdling, der ihren ungastlichen Strand betritt. Von Producten wurden bisher ausgeführt: Kopra, Schildpatt, Trepang und Perlmutterschalen. In den letzten fünf Jahren haben Schiffe aus Queensland (Australien) und aus Fidschi alljährlich einmal die verschiedenen Inseln besucht, um Arbeiter für ihre heimischen Pflanzungen anzuwerben. Dabei kam es häufig zu feindlichen Auftritten, und mancher Weiße ist von den wohlgezielten Speeren der Insulaner durchbohrt worden. Wem die Schuld solcher Auftritte beizumessen ist, läßt sich schwer beurtheilen. Die Insulaner sind allerdings von Natur wild und gewaltthätig, aber auch die Weißen haben nichtswürdige Handlungen gegen die Eingeborenen verübt und durch Menschenraub oder brutale Behandlung der gedungenen Arbeiter Veranlassung gegeben, daß jene ihre Hand gegen die fremden Eindringlinge erhoben.

Alle diese Inseln sind von Gebirgsketten durchzogen, deren Gipfel sich zu bedeutender Höhe erheben und größtentheils mit dichtem, an den Berglehnen hinaufsteigendem Wald bedeckt. Doch finden sich stellenweise auch ausgedehnte, mit Gras bewachsene und von wasserreichen Flüssen durchströmte Ebenen, wie auf Guadalkanar, westlich von Tesemboko.

Die Bevölkerung der Gruppe dürfte im ganzen eine nicht eben sehr dichte sein. Auf unserer Fahrt an den Küsten von San-Christoval und Guadalkanar gewahrten wir nur in großen Zwischenräumen blaue Rauchsäulen über das Laubdach emporwirbeln. Die kleinern Inseln sind, wie es scheint,

stärker bevölkert, vermuthlich weil die Bewohner sich hier größerer Sicherheit ihres Lebens erfreuen, während auf den großen Inseln, wo jeder Stamm mit seinen Nachbarn fast beständig auf Kriegsfuß steht, Ueberfälle und Streifzüge ins feindliche Gebiet, verbunden mit Ermordung der Wehrlosen und Zerstörung der Dorfschaften und Pflanzungen, an der Tagesordnung zu sein scheinen.

Am 19. November morgens erblickten wir nördlich die hohen Berge der Insel Neu-Irland (jetzt Neu-Mecklenburg genannt), und passirten gegen 10 Uhr vormittags die Südspitze derselben, das Cap St.-Georg, die durch den St.-Georgs-Kanal von Neu-Britannien getrennt ist. Ich vermochte durch mein Fernrohr die Küste sehr deutlich zu sehen, und ein kurzer Anblick machte mir klar, warum eine Colonie von weißen Ansiedlern auf dieser Insel unmöglich gedeihen konnte. Die Berge fallen steil, fast senkrecht gegen das Ufer ab und lassen nur an wenigen kleinen Buchten schmale Streifen ebenen Landes, die mit Kokospalmen bestanden waren.

Das so kläglich zu Grunde gegangene Colonialunternehmen des Marquis de Rays, das die Insel Neu-Irland als Operationsfeld erkoren und sich unter dem hochtönenden Namen „Nouvelle France, Colonie libre de Port Breton" vor wenigen Jahren in die Welt eingeführt hatte, war wol eine der ärgsten Schwindeleien unsers Jahrhunderts. Ein ungünstiger Stern schien von Anfang an darüber zu walten. Zunächst verbot die französische Regierung die Ueberführung der ersten von dem Marquis geworbenen Colonisten; erst um die Mitte des Jahres 1879 konnten sie unter allerhand Schwierigkeiten auf der „Chandernagar" von Antwerpen nach Neu-Irland eingeschifft werden. Nach einer langen Fahrt lief das Schiff in eine von hohen und steilen Bergen umsäumte Bucht östlich vom Cap St.-Georg ein. Der Ort, Liki-Liki genannt, bot kaum für die Errichtung von zehn Häusern Platz genug.

Dichter Wald bedeckte die Gegend ringsum. Nachdem etwas Proviant und einige Waffen nebst Munition ans Land geschafft waren, entstand ein Streit zwischen dem Kapitän des Schiffes und dem Commandanten der neuen Colonien, und als eines Morgens die Colonisten erwachten, sahen sie, daß die „Chandernagar" in der Nacht die Anker gelichtet und sie heimlich verlassen hatte. Es waren fast alle Nationen Europas unter ihnen vertreten, leider auch Deutsche in ziemlicher Anzahl. Alle wurden vom Fieber erfaßt, zu dem sich ein bösartiger Ausschlag gesellte, und da keine Medicamente zur Hand waren, starben viele rasch dahin. Die Ueberlebenden fristeten, den Körper mit eiternden Geschwüren bedeckt und in Lumpen gehüllt, kaum noch ihr elendes Dasein. Endlich brachte ein englischer Dampfer, dessen Kapitän von den Leiden der Unglücklichen Kunde erhalten, die ersehnte Hülfe. An Bord desselben wurden die schwersten Kranken, vierzig an der Zahl, nach Port Hunter auf der Duke of York-Insel übergeführt, wo sie in der dortigen Missionsstation Pflege und Heilung fanden. Der größte Theil der Genesenen blieb in Neu-Britannien zurück; die übrigen ließen sich wieder nach Liki-Liki bringen, und bald darauf setzte der ganze Rest der ersten Ansiedler von da nach Australien über.

Mittlerweile war der Marquis de Rays nicht müßig gewesen. Zwar ward jetzt die Ausfuhr von Colonisten auch von Antwerpen aus verboten, doch gelang es, von Barcelona mit dem Dampfer „Génil" eine kleine Anzahl Auswanderer nach Neu-Irland zu befördern. Diesmal hatte man nicht Liki-Liki, sondern Port Breton, westlich vom Cap St.-Georg, zur Ansiedelung gewählt. Der Ort lag etwas günstiger, war aber ebenfalls von steilen Bergen umschlossen, zudem mit Felsblöcken und Geröll übersäet, wovon der Boden erst befreit werden mußte. Kurz nach der „Génil" traf noch ein anderer Dampfer, die „India", ein, der ebenfalls neue Colonisten brachte und verschiedene Güter und Materialien auslud, wie Breter und

Pfosten zur Zimmerung von Baracken für die Ankömmlinge sowie großartige Apparate zur Zuckerfabrikation.

Der Marquis de Rays ließ in der französischen Zeitschrift „La Nouvelle France" die glänzendsten Berichte über die neue Colonie erscheinen. Danach sollten bereits Kaffee- und Zuckerpflanzungen daselbst in Flor stehen, während in Wirklichkeit noch kein Fußbreit Landes cultivirt war. Auf diese Weise suchte er immer neue Subscribenten auf sein Unternehmen anzulocken, immer bedeutendere Summen aus ihrer Tasche zu ziehen, und es gelang ihm dies um so besser, als die katholische Missionsgesellschaft „Sacré Cœur" sich für den Bestand der Colonie libre de Port Breton interessirte, denn sie hatte schon drei Priester nach Neu-Irland geschickt, die sowol für das Seelenheil der Colonisten sorgen, wie auch die Eingeborenen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufnehmen sollten. Die Hauptbeiträge lieferten jedoch diejenigen Leichtgläubigen, welche sich durch die Aufforderungen, die der Marquis mittels zahlreicher Agenten überallhin verbreitete, zur Subscription auf Landerwerb in den neuen Colonien verleiten ließen. Zum Preise von 20 Francs für den Hektar wurden per Subscription viele tausend Hektaren gekauft, an welchen der Verkäufer keinen Schein von Eigenthumsrecht besaß, trotz seines Vorgebens, er habe sämmtliche Inseln des westlichen Stillen Oceans unter dem Namen „Nouvelle France" zu Colonisationszwecken acquirirt. Auf einer Karte, die mit der Schrift „Aperçu préliminaire sur la Colonie libre de Port Breton par P. de Groote, Consul général de la Nouvelle France" veröffentlicht wurde, waren die Gebiete bezeichnet, welche dieses fabelhafte Neu-Frankreich umfassen sollte.

Entgegen den schönfärberischen Berichten machte aber die Colonie keine Fortschritte. Die Vorsteher waren unpraktische Leute; die Colonisten lungerten, statt zu arbeiten, in den Baracken umher. Es fehlte am Nothwendigsten, und die „Génil"

mußte nach Sydney abgesandt werden, um frische Vorräthe zu holen. Unterdessen wuchs das Misvergnügen der hintergangenen Ausgewanderten, je mehr sie einsahen, daß von Erfüllung der großartigen Versprechungen, die man ihnen in der Heimat gemacht, gar nicht die Rede war und nicht sein konnte. Die Mehrzahl beschloß daher, Port Breton zu verlassen; sie ging, die werthvollsten Sachen mitnehmend, an Bord der „India" und ließ sich nach Neu-Caledonien übersetzen, wo alles Entbehrliche verkauft und der Erlös getheilt wurde.

In Barcelona fuhr jedoch der Marquis eifrig fort, Colonisten zu werben und möglichst viel Geld für Betheiligung an dem lucrativen Unternehmen herauszulocken. Bald konnte er dem kleinen Häuflein, das in Port Breton verblieben, mit dem Dampfer „Nouvelle Bretagne" und der Bark „Marquis de Rays" wieder mehrere hundert Ansiedler zuschicken; diesmal waren es größtentheils Spanier, welche die Ufer Neu-Irlands betraten, um sich hier häuslich niederzulassen. Es wurde ein Anfang gemacht mit Cultivirung des Bodens. Der Wald wurde an passenden Stellen gelichtet, die spärlich vorhandene Humuserde zusammengetragen und mit Kaffeesamen, Muskatnuß und andern Gewürzpflanzen bestellt. Da erschien eines Tages ein spanisches Kriegsschiff im Hafen von Port Breton. Die zuletzt angekommene Expedition hatte auf der Hinreise in Manila Schulden gemacht, die der Marquis, wahrscheinlich weil die Subscriptionsbeiträge nicht mehr so reichlich flossen, zu bezahlen unterließ. Die Gläubiger wandten sich an den Gouverneur von Manila und dieser schickte das Kriegsschiff nach Port Breton, um ihnen mit Gewalt zu ihrem Gelde zu verhelfen. Der Kapitän machte kurzen Proceß und nahm den Dampfer „Nouvelle Bretagne" mit der an Bord befindlichen Ladung ins Schlepptau und führte ihn nach Manila. Dieser Vorfall öffnete allen, die nicht ganz verblendet waren, die Augen, und sie ergriffen die erste Gelegenheit, der Colonie

libre für immer Lebewohl zu sagen und nach Europa zurückzukehren. Zu diesen gehörten auch die drei katholischen Priester, deren einer, Pater Lanuzell, sich sofort nach Paris begab und dort viel zur Aufdeckung des Schwindels beigetragen hat.

Die in der Colonie Verbliebenen harrten indeß vertrauensvoll auf die Ankunft frischer Vorräthe und neuer Ansiedlermassen aus Europa. Aber Tag um Tag und Woche um Woche verging, ohne daß sie ihre Hoffnung erfüllt sahen. Der zeitweilige Gouverneur der Colonie, ein französischer Notar Namens Chambeau, natürlich eine Creatur des Marquis, vermochte noch eine Weile die immer ungeduldiger werdenden Leute hinzuhalten. Als jedoch wirklicher Mangel eintrat, thaten sie sich zusammen, entsetzten den Gouverneur seines Amtes und wählten unter sich ein Comité, welches Auftrag und Vollmacht erhielt, die erforderlichen Mittel zur Ueberfahrt nach Australien zu beschaffen. Mit einem englischen Kaufmann auf einer der nahen Duke of York-Inseln kam nach langen Unterhandlungen das Geschäft zu Stande; er zahlte die vereinbarte baare Summe aus und versorgte den Dampfer „Genil" mit Kohlen und Proviant, wogegen die Bark „Marquis de Rays" nebst allem, was an Bauten, Baumaterialien, Maschinen und sonstigen Inventarstücken noch in Port Breton vorhanden war, in seinen Besitz überging.

Mitte März 1882 schieden die letzten Ansiedler von der Colonie libre, indem sie sich an Bord der „Génil" nach Sydney einschifften. Selbst der Exgouverneur, der bis zum letzten Augenblick gegen die Abfahrt protestirt hatte, hielt es schließlich für gerathen, gleich mit ihnen das Schiff zu besteigen; es ward ihm wol ebenfalls klar, daß die Seifenblase geplatzt sei.

Jetzt ist Port Breton von Gestrüpp und Unkraut überwuchert, nur ein weiß angestrichenes hölzernes Kreuz, das in schwarzen Lettern die sehr bezeichnende Inschrift trägt: „Opfer der Colonie Port Breton", bezeichnet die Stelle, wo die hier

den Einflüssen des Tropenklimas erlegenen Europäer ihre letzte Ruhestätte fanden.

Den Marquis de Rays traf die wohlverdiente Strafe für seine gewissenlosen Schwindeleien; er wurde zu fünfjähriger Haft verurtheilt. Unbegreiflich aber ist es, wie die Welt beinahe vier Jahre lang solchen falschen Vorspiegelungen Glauben schenken und Summen auf Summen bis zum Betrage von 13 Millionen Francs dem ersten besten Abenteurer mit adelichem Namen in die Hände liefern konnte! Man hörte eben nur auf die übertriebenen oder gänzlich unwahren Schilderungen von der enormen Fruchtbarkeit und dem Bodenreichthum der Südseeinseln und bedachte nicht, daß ein tropisches Klima entnervend und schwächend auf die Constitution des Menschen einwirkt, daß es den aus Europa herübergekommenen Landmann, der in seiner Heimat täglich 10—12 Stunden im Freien zu arbeiten gewohnt war, binnen kurzem in einen trägen, jede körperliche Anstrengung scheuenden Menschen verwandelt.

Unstreitig bieten ja die Südseeinseln, wenigstens zum großen Theil, ein günstiges Feld für speculativen Plantagenbetrieb; Unternehmer, denen Kapital genug zur Verfügung steht, um Pflanzungen in großem Maßstabe anzulegen und Eingeborene von benachbarten Inselgruppen als Arbeiter zu dingen, können ziemlich sicher auf lohnenden Erfolg rechnen. Keine Pflanzung auf den Südseeinseln aber wird von Weißen bearbeitet; nur als Aufseher sind hier und da Weiße angestellt. Tägliche schwere Feldarbeit unter den Tropen muß unfehlbar in kürzester Zeit die Gesundheit auch des stärksten deutschen Mannes zerrütten.

II.

Die Anwerbung von Arbeitern auf den Südseeinseln.

Die Einfahrt in den St.-Georgs-Kanal an einem klaren, sonnigen Novembertage ist höchst anziehend, wenn das Schiff nicht von Wind und Strömung abhängig ist; namentlich die letztere erschwert häufig die Passage und verhindert bisweilen völlig das Vorwärtskommen der Fahrzeuge. Auch bei unserer Einfahrt am 19. November lief eine starke Strömung nach Süden, aus dem Kanal hinaus, aber unaufhaltsam setzte die „Espiègle“ mit einer Geschwindigkeit von circa sechs Seemeilen per Stunde ihren Curs fort, um noch am selben Tage den Hafen von Meoko in der Duke of York-Gruppe zu erreichen. Im Osten erhoben sich die gewaltigen vielzerklüfteten Berge Neu-Irlands, bis zum Gipfel mit dichtem Wald bedeckt. Im Westen breitete sich vor unsern Blicken die Gazelle-Halbinsel aus, der nördliche Theil Neu-Britanniens, im Norden überragt von den hohen Bergen der Blanche-Bay. Die Insel Neu-Britannien, von Osten nach Westen allmählich ansteigend, bietet einen überaus freundlichen Anblick. Aus der Ebene erhebt sich der gegen 500 m hohe Berg Unakokor.* Im fernen Westen

* So nennen ihn die Eingeborenen; der andere Name Beautemps-Beaupré rührt von einem Franzosen her, der bei Duperrey's Weltumsegelung den Berg von weitem sah. Am 27. August 1885 wurde dieser Berg bei einer zweiten Besteigung des Verfassers in Begleitung des kaiserlich deutschen Commissars von Oertzen von diesem zum Gedächtniß an des Reichskanzlers Lieblingsaufenthalt Varzin getauft.

streicht eine imposante Bergkette. Meilenweit wechseln Grasflächen mit größern und kleinern Waldpartien ab und verleihen der Gegend ein parkartiges Aussehen. Zwischen dem östlichsten Punkt Neu-Britanniens, dem dicht bewaldeten Cap Gazelle, und der gegenüberliegenden Küste Neu-Irlands verengt sich der St.-Georgs-Kanal zu einer Straße von etwa dreizehn Seemeilen Breite. Im Norden, kaum sieben Seemeilen entfernt, tauchen die niedrigen Inseln der Duke of York-Gruppe auf. Jetzt nähern wir uns der Insel Meoko und jeder späht nach dem Eingang zum Hafen. Die auf dem Saum des Korallenriffs brandenden Meereswogen bilden längs des Südrandes der Insel einen langen weißen Schaumstreifen. Bei der kleinen Insel Mualim wird die Straße immer enger. Ein Boot kommt uns entgegen, dessen Insassen sich als Lootsen anbieten. Das Schiff läuft so dicht an den Korallenbänken hin, daß man die zackigen, vielverzweigten Korallen und die zwischendurch schlüpfenden farbenprächtigen Fische in der klaren Meeresflut deutlich wie in einem Aquarium erblickt. Aber noch einige Schiffslängen weiter, die Passage verbreitert sich ebenso schnell wieder. Der Hafen von Meoko liegt vor uns, einer der schönsten und sichersten der Südsee.

Die Duke of York-Gruppe wurde im Jahre 1767 von Kapitän Carteret, Commandeur des Kriegsschiffs „Swallow“ entdeckt; 1791 besuchte sie Kapitän John Hunter in der „Waakſamheyd“; derselbe hielt sich fünf Tage dort auf, und gab in seinem später veröffentlichten Reisewerk die ersten eingehendern Nachrichten darüber. Die Kartenaufnahmen, welche 1825 eine französische Expedition mit der Corvette „La Coquille“, Kapitän Duperrey, von den Inseln gemacht, galten bis vor wenigen Jahren als allein maßgebend. Seit 1872 kommen häufig deutsche und englische Fahrzeuge hierher, sowol Handels- wie Kriegsschiffe. Seitdem sind auch die Inseln genauer vermessen und wiederholt von wissenschaftlichen Reisenden durchforscht worden. Zwei

der letztern, F. Hübner und T. Kleinschmidt, Sammler für das Museum Godeffroy in Hamburg, ruhen auf dem kleinen Friedhof von Meoko; der eine erlag dem veränderlichen Klima, der andere wurde von Eingeborenen ermordet. Neuerdings machte Dr. Finsch der Gruppe einen kurzen Besuch. Werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Fauna und Flora hat auch der englische Missionar George Brown geliefert. Gegenwärtig führt die Duke of York-Gruppe den Namen Neu-Lauenburg.

Die größte der zwölf verschiedenen Inseln der Gruppe heißt im engern Sinne Duke of York-Insel. Auf manchen Karten ist sie „Amacata" benannt, wahrscheinlich eine Verwechselung und Verunstaltung von Makada, dem Namen des nordwestlichsten Eilandes. Sie hat einen Flächenraum von etwa einer deutschen Quadratmeile und besteht wie die ganze Gruppe aus Korallenbänken, die sich aus dem Meere emporhoben. Wald und Gebüsch bedeckt fast überall den Boden; im Süden aber, wo die Küste am niedrigsten ist, gibt es viele sumpfige Stellen, welche beständige Brutstätten von Fiebermiasmen bilden. Nach dem Innern zu und gegen Norden wird das Terrain etwas höher; hier bauten deshalb die Eingeborenen ihre Dörfer und zwar nicht blos am Strande, sondern auch tief ins Land hinein. Auf der Nordseite, an dem kleinen Hafen Hunter, stehen die Gebäude einer von der Wesleyan Mission Society im Jahre 1875 gegründeten Missionsanstalt. Die Anstalt, welche die Bekehrung der heidnischen Insulaner zum Christenthum bezweckt, wird von mehrern weißen Missionaren geleitet. Der erste derselben war der oben genannte George Brown. Jetzt, nach dessen Abberufung, steht die Station unter Leitung des Mr. Rooney, dem auch zwei weiße Missionare auf der Insel Neu-Britannien untergeordnet sind.

Nordwestlich der Duke of York liegen die beiden Inseln Maiil und Makada. Zwischen Makada und Duke of York ist ein recht guter Hafen, der jedoch, seitdem der geräumigere Hafen von Meoko entdeckt worden, wenig mehr benutzt wird.

Makada ist die höchste Insel der Duke of York-Gruppe; sie erhebt sich ungefähr 100 m über die Meeresfläche. Auf ihr hatte vor Jahren die deutsche Firma Hernsheim und Comp. eine Factorei; wegen Ungesundheit des Klimas von Makada wurde sie aber aufgehoben und das Geschäft nach der Insel Matupi in der Blanche-Bay, Neu-Britannien, übergesiedelt.

In südlicher Richtung von Duke of York folgen acht kleinere Inseln, von denen Meoko die wichtigste ist. Der prachtvolle Hafen von Meoko, den die Inseln Mualim, Meoko, Utuan, Ulu und Duke of York umschließen, bietet für die größten Schiffe genügenden und sichern Ankergrund. Ich war von Osten kommend in den Hafen eingefahren; die Einfahrt von Westen her führt zwischen Ulu und Duke of York hindurch, Boote fahren auch zwischen Mualim und Duke of York und zwischen Meoko und Utuan durch, an der Ostspitze von Karravarra vorbei. Vom Westrande der Insel Ulu an erstreckt sich ein Außenriff erst nach Süden bis zur Insel Kabokon, wo eine schmale Oeffnung in demselben für Boote die Durchfahrt zu der Lagune gestattet; von da erstreckt es sich, keine Lücke bietend, östlich an Kabokon und Karravarra hin, läßt dann, wie bereits erwähnt, wieder eine enge aber tiefe Passage frei und endet, nachdem es noch an Utuan und Meoko hingestrichen, vor dem östlichen Eingang zum Hafen.

Auf Meoko hat die „Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln" eine Handelsstation, ursprünglich auf der Nordseite der Insel, jetzt aber am südöstlichen Strande, welchem ihre in europäischem Stil erbauten Häuser, Speicher und Schuppen ein recht civilisirtes Ansehen geben. Es lag hier auch entmastet und abgetakelt die Bark „Marquis de Rays", vordem der Colonie libre in Port Breton gehörend, und nun, wie es scheint, als Kohlenmagazin dienend. Eine Flotille von Booten und kleinen Küstenfahrern unterhält die Verbindung der Hauptstation mit den Zweigstationen auf Neu-Britannien. Die schon länger bestehende Handels- und

Plantagengesellschaft auf Samoa wählte Meoko zum Sammeldepot der Arbeiter, welche sie auf den Duke of York- und den benachbarten Inseln für ihre Pflanzungen anwirbt; von hier aus werden dieselben, sobald eine gewisse Anzahl beisammen ist, in eigens dazu eingerichteten Schiffen nach Samoa befördert.

Auf dem Kirchhof von Meoko, am Nordende der Insel gelegen, ruhen Weiße aus verschiedenen Heimatländern und von verschiedener Confession friedlich nebeneinander, Deutsche und Franzosen, Protestanten und Katholiken. Die meisten sind eines frühzeitigen Todes gestorben: sie waren entweder am tropischen Fieber dahingesiecht oder sie fanden ein jähes, qualvolles Ende. Das Wort „ermordet", das auf der Mehrzahl der Grabkreuze zu lesen, bezeugt die unsicheren Zustände, die früher und bis zur jüngsten Zeit auch in diesem Archipel der Südsee geherrscht haben. Wildheit und Kampflust auf der einen, aber auch unvorsichtiges, herausforderndes Thun auf der andern Seite gab wol meist Anlaß zu den blutigen Zusammenstößen zwischen Eingeborenen und Weißen, aus denen bald die erstern, bald die letztern als Sieger hervorgingen. Von den zahlreichen Fällen der Art, die nicht bekannt geworden, sei das Folgende mitgetheilt.

Im Frühjahr 1881 hielt sich der obengenannte deutsche Reisende Kleinschmidt in Meoko und an der Blanche-Bayküste auf und wollte von dort einen Ausflug nach Neu-Britannien machen, um Berara, das bewaldete Gebiet dieser Insel kennen zu lernen. Zu dem Zweck miethete er ein großes Boot und engagirte als Bemannung desselben eine Anzahl Eingeborene von der Insel Utuan, wahrscheinlich ohne ihnen zu sagen, wohin die Expedition gerichtet sei. Als sie aber dann doch erfuhren, daß es nach Berara gehen solle, weigerten sie sich den Contract zu halten, aus Furcht vor den dortigen Einwohnern, die Feinde der Bewohner von Utuan waren. Trotz aller Vorhaltungen und Drohungen ließen sie sich von der Weigerung nicht abbringen, sondern bestiegen heimlich ihre

Kanoes und ruderten nach ihrer Insel zurück. Aufs äußerste erzürnt, beschloß Kleinschmidt eine exemplarische Züchtigung. Er fuhr mit seinen zwei Gehülfen, dem Schweizer Becker und dem Elsässer Schultz, beide wie er selbst mit Flinten bewaffnet, nach Utuan hinüber. Am Strande, wo sie landeten, war kein Insulaner zu sehen und unangefochten kamen sie bis an das Heimatsdorf der Flüchtlinge. Da auch hier alles leer schien, begannen sie die Hütten in Brand zu stecken und die Kanoes zu zerschlagen. Nun brachen aber die Dorfbewohner, die sich in geringer Entfernung verborgen gehalten, aus ihrem Versteck hervor. Während Kleinschmidt ihnen entgegenging, feuerte einer seiner beiden Gehülfen seine Flinte ab und sofort stürzte die ganze Truppe mit Speeren und Aexten auf die drei Weißen los. Vergebens suchten diese noch ihr Boot zu erreichen; sie wurden von allen Seiten umringt und fielen mit zahlreichen Wunden bedeckt als Opfer ihrer Unbesonnenheit. Obgleich die Utuaner Kannibalen sind, rührten sie die Leichname nicht an, sondern brachten sie an demselben Tage zu befreundeten Eingeborenen nach Meoko. Dies ereignete sich im April.

Voll Angst erwarteten darauf die Utuan-Leute, daß die weißen Ansiedler in Meoko sich beeilen würden, den Tod der ermordeten Brüder an ihnen zu rächen. Als aber mehrere Wochen vergingen und nichts von jener Seite geschah, schwand allmählich ihre Furcht, ja sie wurden immer zuversichtlicher und kecker und beredeten sogar den Plan, in einer Nacht die beiden Factoreien auf Meoko, die der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft wie die des Engländers Farrell, zu überfallen und auszurauben. Zum Glück wurde der Anschlag noch rechtzeitig entdeckt, doch konnten die bedrohten Ansiedler sich nicht länger der Einsicht verschließen, daß sie, um ihr Gut und Leben zu schützen, ihrerseits die Offensive ergreifen müßten. Am frühen Morgen des 13. Mai fuhr dann eine Bootflotte, verstärkt durch den eben aus Port Breton angekommenen

Dampfer „Génil“, mit bewaffneten Weißen und ihnen treu ergebenen Eingeborenen von Meoko ab und postirte sich rings um Utuan. Allein sämmtliche Bewohner hatten die Insel verlassen und waren, wie man bald erkundete, nach der unfern gelegenen dichtbewaldeten und sehr sumpfigen Insel Ulu geflüchtet. Die nachfolgende Schilderung ist aus der Feder eines Theilnehmers an dem Feldzuge:

„Jetzt wurden alle unsere Boote an der Nordwestspitze von Utuan versammelt, von wo sie dann gemeinsam die Richtung nach Ulu einschlugen. Als wir uns Ulu näherten, empfing uns vom Strande her ein lebhaftes Gewehrfeuer. Auf Befehl des Commandeurs der Expedition, Mr. Farrell, zogen die Boote sich aus der Schußweite zurück und steuerten, um den Dampfer «Génil» geschart, auf eine andere Stelle des Ufers zu, die besser zum Landen geeignet schien. Obgleich auch hier wieder hinter Baumstämmen und Steinen hervor beschossen, erreichten wir ohne Verlust das Ufer. Nachdem die Ausschiffung beendet war, wurde eine Abtheilung zum Schutz der Boote zurückgelassen, wir andern aber drangen in dem dichten Walde vor, um den Feind aufzusuchen. Er hielt sich jedoch verborgen, und wir kehrten abends 5 Uhr müde zu den Booten zurück. Am folgenden Morgen theilte sich unsere Mannschaft in vier Trupps, die um 6 Uhr abmarschirten und nach verschiedenen Richtungen den Wald durchstreiften. Gegen 10 Uhr verkündeten Flintenschüsse, daß man den Feind angetroffen. Die Utuaner waren am Rande eines breiten Sumpfes überrascht worden, eben im Begriff ihre Morgenmahlzeit einzunehmen. Als sie sich von uns entdeckt sahen, erhoben die Weiber und Kinder, die alle auf einem Fleck beisammenhockten, ein ohrzerreißendes Geschrei, während die Männer zu den Flinten griffen und unsern Angriff fernhielten, bis jene in den schützenden Wald geflohen waren. Dann eilten auch sie selbst fort, lebhaft von uns verfolgt, soweit es das dichtverwachsene Buschwerk gestattete. Wir fanden vier Todte und brachten vier

Gefangene ein. Die letztern sagten uns, wenn wir mit ihrem Häuptling Tuky unterhandeln könnten, würde dieser wahrscheinlich zu bewegen sein, sich mit allen seinen Leuten den Weißen zu ergeben. Es wurde deshalb eine Gesandtschaft, bestehend aus drei von unsern Eingeborenen und einem der Gefangenen als Wegweiser an den Häuptling geschickt, und gegen Abend erschien derselbe mit seinem Gefolge bei uns im Lager. Die Unterhandlung führte in der That bald zum Ziel, und im Laufe des folgenden Tages stellten sich auf sein Geheiß die sämmtlichen Männer von Utuan mit ihren Weibern und Kindern zur Unterwerfung ein."

Allein es ergab sich, daß es doch nicht sämmtliche Männer, sondern daß gerade die Hauptschuldigen nicht darunter waren. Den Weißen mußte deshalb der Tod von vier, möglicherweise unschuldigen Insulanern nicht als genügende Bestrafung erschienen sein, denn mein Gewährsmann fährt in seinem Bericht fort:

„Am Montag brachen die Boote wieder auf, um den Rädelsführern, die noch in Freiheit geblieben, nachzusetzen. Auf Ulu erfuhr man, daß sie nach der Insel Karravarra geflohen, und dort wurden sie bei genauer Durchsuchung der Wälder unter den Wipfeln dichtbelaubter Bäume versteckt gefunden, die sie als letzte Zuflucht erklettert hatten. Drei von ihnen, die Hauptanstifter der Verschwörung und Theilnehmer an der Ermordung Kleinschmidt's und seiner Begleiter, wurden erschossen, die übrigen neun gefangen genommen."

Seitdem haben sich die Eingeborenen von Utuan ruhig verhalten, und ohne Gefahr kann man jetzt die ganze Insel durchwandern, obgleich noch immer einige der Theilnehmer an dem Mord Kleinschmidt's am Leben sind. Hätten sie sich an den Weißen rächen wollen, dann wäre später häufig genug Gelegenheit gewesen, da die Zahl der Ansiedler in Meoko zeitweilig nicht mehr als zwei betrug.

Die Sitten und Gebräuche der Insulaner sind nahe verwandt

mit denen der Eingeborenen Neu-Britanniens, die ich später eingehend schildern werde. Mir sind die Leute stets als freundlich und gefällig erschienen, allerdings auch bettelhaft und, wo sich Gelegenheit bot, diebisch; aber diese Untugenden habe ich in noch weit höherm Maße bei andern Südseeinsulanern gefunden und mit der Zeit als unvermeidliche Uebel zu ertragen gelernt. Die Bewohner von Makada und der Nordküste von Duke of York unterhalten mittels ihrer Kanoes einen ziemlich regen Verkehr mit der Küste von Neu-Irland, namentlich während der guten Jahreszeit, und dieser Verkehr, welcher nach Aussage alter Leute schon seit sehr lange besteht, hat zur Folge, daß man auf der Duke of York-Gruppe eine Mischung der Sitten wie der verschiedenen Sprachen von Neu-Irland und Neu-Britannien antrifft, die am ausgeprägtesten im nördlichen Theil der Gruppe auftritt. Auf den südlichen Inseln derselben ist das neu-britannische Element vorherrschend. Gegenstände aus Neu-Irland finden mittels Tauschhandels über die Duke of York-Inseln ihren Weg nach Neu-Britannien; so sind z. B. viele Speere und Keulen auf diesem Wege von Neu-Irland nach Neu-Britannien gekommen.

Wie ich bereits erwähnt, hat die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft auf der Insel Meoko ein Sammeldepot der von ihr angeworbenen Arbeiter. Dies gibt mir Veranlassung, hier einiges über die Arbeiterfrage im Südseearchipel einzuschalten, ein Punkt, der gewiß manchem meiner Leser noch sehr dunkel ist.

Als man vor etwa dreißig Jahren anfing, auf einigen günstig gelegenen Südseeinseln Baumwollpflanzungen anzulegen, hauptsächlich bewogen durch die hohen Preise der Baumwolle während des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union, stellte sich bald heraus, daß mit den dortigen Eingeborenen eine vortheilhafte Bearbeitung der Pflanzungen unmöglich sei. Solange die Preise sich auf solcher Höhe erhielten, ging es allenfalls noch, aber nach Be-

endigung des amerikanischen Krieges sanken sie schnell wieder, und nun mußten sich die Pflanzer nach billigern Arbeitskräften umsehen. Fidschi und Samoa bezogen zunächst Arbeiter von den Kingsmill- oder Gilbert-Inseln. Diese niedrigen Korallen-inseln werden nicht selten von anhaltender Dürre heimgesucht; infolge dessen werden dann die Nahrungsmittel, die ohnehin hier niemals sehr reichlich vorhanden sind, immer spärlicher, ja häufig tritt auch Mangel und Hungersnoth ein. In solchen Zeiten gehört nicht viel Ueberredungskunst dazu, eine Anzahl Einwohner zu bestimmen, daß sie ihre unwirthliche Heimat für ein paar Jahre verlassen, um auf einer andern Insel gegen Lohn zu arbeiten. Anfangs wurden diese Arbeitercontracte auf eine fünfjährige, später nur auf eine dreijährige Dienstzeit abgeschlossen. Der Lohn betrug in der Regel für Erwachsene monatlich 8 Mark, für Knaben und Mädchen die Hälfte, nebst freier Beköstigung und unentgeltlicher Rückbeförderung in die Heimat nach beendeter Dienstzeit. Der Lohn wurde in Waaren zum marktgängigen Preise ausgezahlt. Als jedoch die Pflanzungen auf Fidschi und Samoa an Ausdehnung zunahmen und die Pflanzungen auf den Sandwich-Inseln, Neu-Caledonien und Queensland (Australien) Schiffe nach den verschiedenen Inselgruppen der Südsee sandten, um Arbeiter von dort zu holen, da boten die kleinen Kingsmill-Inseln bald nicht mehr Material genug für die Rekrutirung, und es wurden der Karolinen-Archipel und die Neu-Hebriden als Operationsfeld für die Werber hinzugezogen, namentlich die letztgenannten Inseln.

Zu dieser Zeit ist von seiten gewissenloser Kapitäne haarsträubender Unfug getrieben worden. Scenen haben sich damals in der Südsee abgespielt, die an Scheußlichkeit mit den Greuelscenen des frühern afrikanischen Sklavenhandels wetteifern. Kinder wurden ihren Aeltern entrissen, verheirathete Männer und Weiber geraubt und voneinander getrennt, und leisteten die Unglücklichen Widerstand, so ging man mit Feuer und Schwert gegen sie vor. Die Ankunft eines Werberschiffes

war für die Bevölkerung auf manchen Inseln, besonders der Neu-Hebriden, ein Zeichen zum allgemeinen Aufstand und zur Abwehr einer etwaigen Landung der gehaßten und gefürchteten Weißen. Unbedachtsamerweise lieferten die letztern selbst durch Verkauf von Feuerwaffen an die Insulaner diesen nach und nach die Mittel zu erfolgreicher Vertheidigung in die Hände. Jetzt waren nicht mehr die Eingeborenen allein der leidende Theil; mancher Weiße, der, keine Gefahr ahnend, an einer dieser Inseln landete, ward von Gewehrkugeln hingestreckt, welche die Insulaner aus sicherm Hinterhalt auf ihn abfeuerten. Häufig büßte der Unschuldige für die nichtswürdigen Thaten seiner Vorgänger. Harmlose Reisende, Missionare und Kaufleute wurden von den Eingeborenen aus Rache für die von Kapitänen und Mannschaften der Arbeiterschiffe gegen sie verübten Greuelthaten aufs grausamste ermordet.

Endlich wandten die Regierungen der europäischen Mächte dem Unwesen ihre Aufmerksamkeit zu. England erließ zum Schutz der Südseeinsulaner ausführliche Verordnungen, welche noch durch die Localgesetzgebung der Colonien Queensland und Fidschi ergänzt wurden. Aehnliche Gesetze gaben die Verwaltung von Neu-Caledonien und die Regierung der Sandwich-Inseln. Aber das Uebel war einmal da, die Blutsaat, welche die frühern Werber ausgestreut, hatte üppige Frucht getragen, und obgleich laut gesetzlicher Vorschrift jedes Werberschiff nun einen von der Regierung ernannten Agenten an Bord haben mußte, dem die Ueberwachung des loyalen Verfahrens bei Anwerbung der Arbeiter oblag, so nahm doch die Zahl der Angriffe auf Arbeiter- und Handelsschiffe, zumal in den Gewässern der Neu-Hebriden und der Salomon-Inseln, eher zu als ab. Die Insulaner hatten mit der Zeit ihre ursprüngliche Furcht vor den Weißen verloren. Während diese früher die Feuerwaffe für den nur mit Speer und Bogen bewaffneten Insulaner unnahbar gemacht, war dieser Unterschied jetzt geschwunden; denn nicht nur brachte jeder in seine Heimat zurückkehrende Arbeiter

eine Muskete mit, sondern als die Concurrenz immer größer wurde, verfielen die Werber auf den Gedanken, die Rekruten für ein „Geschenk" anzuwerben, das heißt — zu kaufen, und der Kaufpreis für einen Arbeiter bestand gewöhnlich in einer Flinte nebst Schießbedarf.

Trotz der Strenge der Gesetze liefen fortwährend Klagen über die Werberschiffe ein und sind heutigentags noch nicht verstummt. Es läßt sich manchmal schwer beurtheilen, wer im Rechte ist: die Weißen, die auf Insulaner schießen und sie tödten, oder die Insulaner, welche Kapitäne, Arbeiteragenten oder Bootsmannschaften überfallen und umbringen. Die englische und die französische Regierung haben allein bisjetzt eigens zur Controlirung der Arbeiteranwerbungen bestimmte Kriegsschiffe in der Südsee stationirt, deren Aufgabe es ist, nicht nur die Weißen zu schützen, sondern auch das Interesse der Eingeborenen wahrzunehmen. Die Commandanten dieser Schiffe sehen sich häufig in die Nothwendigkeit versetzt, Eingeborene, die sich Weißen gegenüber vergangen haben, zu bestrafen, und Zerstörung ihrer Dörfer und Pflanzungen ist meist die einzige Strafe, die sie vollstrecken können, denn bei Annäherung eines Kriegsschiffes fliehen die Einwohner in das dicht bewaldete Innere ihrer Inseln, wohin ihnen zu folgen fast immer unmöglich ist. Augenblicklich scheint die Arbeiterfrage zu einer Krisis gelangt zu sein. Die Werber und Kapitäne der Arbeiterschiffe klagen über ungenügenden Schutz, weil die Kriegsschiffe nicht bei jeder Gelegenheit mit Bombardirung und Verwüstung gegen die Insulaner vorgehen, und die englische Regierung droht, Arbeiteranwerbungen auf den Südseeinseln gänzlich zu verbieten.

Wenn die Sachlage bei einer umfänglichen Gesetzgebung sich in solcher Weise gestaltet, welche Zustände mögen da erwachsen, wo die Art der Arbeiteranwerbung durch kein Gesetz geregelt oder beschränkt ist. Ein deutsches Gesetz über das dabei einzuhaltende Verfahren gab es nicht. Und doch hat,

wie schon gesagt, die frühere Firma J. C. Godeffroy u. Sohn, die jetzige „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg", seit einer Reihe von Jahren Arbeiter für ihre Pflanzungen in Samoa durch eigene Schiffe anwerben lassen auf den Kingsmill-Inseln, den Karolinen, den Neu-Hebriden, den Salomon-Inseln, auch in Neu-Britannien und Neu-Irland. Sei es nun, daß die Kapitäne dieser Schiffe sich in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen früher von humanern Grundsätzen leiten ließen, oder daß etwaige Beschwerden gegen sie wegen Mangels einer erreichbaren Behörde nicht zur Anzeige gebracht wurden, genug, bis vor wenigen Jahren hatte man von Ausschreitungen deutscher Arbeiteranwerber gegenüber den Insulanern nie etwas gehört. Seitdem aber das Deutsche Reich ein Generalconsulat für die Südseeinseln mit dem Sitz in Apia auf Samoa errichtete und Unterdrückung von Thatsachen nicht mehr möglich war, sind Anklagen gegen die Kapitäne, welche Arbeiter für Samoa angeworben, erst vereinzelt, dann in immer größerer Zahl erhoben worden. Allerdings unterscheidet sich ihr ganzes Werbegeschäft im Grunde sehr wenig und in vielen Fällen gar nicht von dem eigentlichen Sklavenhandel mit allen seinen Consequenzen.*

Im Jahre 1883 hatte die Deutsche Plantagengesellschaft von Samoa zwei Schiffe, die Schoner „Tonga Tabu" und „Ninafou", zum Zweck der Anwerbung von Arbeitern auf See. Das Geschäft wurde in folgender Weise betrieben. Vor einer der Rekrutirungsinseln angekommen, legt sich das Schiff in einiger Entfernung von der Küste vor Anker, dann läßt es seine Boote herab, um den Werber in Begleitung eines Theils der mit Snider-Gewehren und Winchester-Magazin-Büchsen bewaffneten Mann-

* Im Jahre 1884 ist ein Reichscommissar für Neu-Britannien und die umliegenden Inselgruppen ernannt worden. Derselbe hat seinen Aufenthalt abwechselnd in Meoko und Matupi und ein Kanonenboot überwacht die Arbeiteranwerbung.

schaft ans Land zu setzen. In den Booten wird auch der Vorrath von Musketen, Schießbedarf, Taback, bunten Glasperlen und Baumwollenzeugen mitgeführt, aus dem die „Geschenke" an die Eingeborenen entnommen werden. Auf den Neu-Hebriden, den Salomon-Inseln, auf Neu-Irland und Neu-Britannien gibt es nun in jedem Stamm, fast in jedem Dorfe gering geachtete, schutzlose Leute, im Kriege mit feindlichen Nachbarstämmen gefangene Sklaven der Häuptlinge, oder Bastarde, Verwaiste, Verlassene des eigenen Stammes. Werden die Boote von den Insulanern friedlich empfangen, so beginnt der Werber den Handel, indem er sie davon verständigt, welchen Preis er für einen Mann zahlen will, und zur Veranschaulichung werden gleich die betreffenden Tauschwaaren auf einen Haufen zusammengelegt. Gierig haften die Augen der Eingeborenen an den aufgehäuften Schätzen, deren Besitz auf einmal Macht und Ansehen geben oder vermehren würde, bis sie der Versuchung nicht widerstehen können. Der Häuptling verkauft seine Sklaven, das Familienhaupt die Bastardkinder und entfernte Verwandte, die ihm zur Last fallen; aber nicht gar selten geschieht es auch, daß der Vater seinen Sohn, der ältere Bruder den jüngern verkauft, angelockt von der heißbegehrten Feuerwaffe und dem bunten Tand, welchen ihm der fremde Versucher anbietet, und entsetzlich ist dann das Jammergeheul der nachschauenden Mutter oder Geschwister, wenn das Boot ihren Lieben von dannen führt.

An Bord des Schiffes wird dem also Gekauften ein Contract vorgelegt, in dem er sich verpflichtet, auf den Pflanzungen in Samoa drei Jahre zu dienen, wogegen ihm im Namen der Gesellschaft ein Lohn von in der Regel monatlich 8 Mark, freie Verpflegung, ärztliche Behandlung in Krankheitsfällen und freie Rückbeförderung in seine Heimat nach Ablauf der contrahirten Dienstzeit zugesichert wird. Nur den englischen Werbern ist vorgeschrieben, jedem Neuangeworbenen den Contract durch einen Dolmetscher vorlesen und die Bestimmungen

desselben erklären zu lassen. Ein deutscher Werber hat dies nicht nöthig; er läßt den Rekruten hinter seinen Namen ein Kreuz setzen und hat damit der gesetzlichen Form dem Generalconsulat in Apia gegenüber vollkommen genügt. In neunundneunzig Fällen von hundert versteht der Neuangeworbene nicht das Geringste von den eingegangenen Verpflichtungen, wie von den ihm gemachten Zusagen; von einer Erklärung ist aber keine Rede, der Werber müßte denn ein Linguist ersten Ranges sein, dem mehrere Dutzend völlig verschiedener Sprachen und Dialekte zu Gebote stehen; denn auf den Neu-Hebriden, den Salomon-Inseln, auf Neu-Irland und Neu-Britannien hat nicht nur jede Insel, sondern jeder District und jeder Küstenstrich ein anderes Idiom. Die Eingeborenen sind von ihren nur wenige Meilen entfernten Nachbarn sprachlich länderweit geschieden; den Küstenbewohnern ist der Dialekt der Bergbewohner fremd, und umgekehrt, und die Eingeborenen von zwei kaum sechs Seemeilen auseinanderliegenden Inseln verstehen sich so wenig wie etwa ein beliebiger deutscher Bauer und Neu-Britannier. Um die dreijährige Dienstzeit anzudeuten, hält der Werber drei Finger in die Höhe, welche Pantomime jedoch dem Angeworbenen unverständlich ist; er nickt zwar zustimmend mit dem Kopfe, würde aber ebenso nicken, wenn man ihm zehn Finger vors Gesicht hielte. Von dem, was ein Jahr ist, hat ja der Südseeinsulaner keinen Begriff, und wenn der Werber seine Pantomime auch mit den Worten „Drei Yam" begleitet, in Hinsicht darauf, daß die Yamswurzel (Dioscorea), die sechs Monate zum Reifen ihrer Knollenfrucht braucht, regelmäßig einmal im Jahre gepflanzt wird, so dürfte dies dem Angeredeten die Sache nicht klarer machen.

Stelle sich nun der Leser die folgende Scene vor. Ein Werber, umgeben von eingeborenen Insulanern, die ihn selbst wie die von ihm zur Schau gestellten Herrlichkeiten verwundert und begehrlich angaffen. Vielleicht haben sie noch nie zuvor einen Weißen gesehen, jedenfalls aber ist ihnen schon be-

kannt geworden, daß manchmal der weiße Mann in ein Dorf kommt, Leute daraus fortführt und schöne Waaren dafür schenkt. Der Werber fragt sie in classischem Südsee-Englisch:

„You like go Samoa?"

Wirres Durcheinanderreden unter den Umstehenden. Er fährt fort:

„Me like plenty Kanakas; you give me plenty boys. One boy, me give you one musket, plenty powder, ball, cap, tomahawk, tobacco, beads..."

Hier unterbricht er seinen Redestrom, denn ein bejahrter Mann, es ist der Häuptling des Dorfes, tritt näher, mit einem schwarzen Burschen, den er wol fortgeben möchte, um diese begehrten Dinge dafür zu erhalten. Doch zögert er noch, er will erst wissen wohin es gehen soll und auf wie lange.

„Three Yam", sagt der Werber, drei Finger seiner Hand in die Höhe streckend. „You go, three Yam! Plenty kaikai (Essen)! By and by you come back."

Von den Worten versteht der würdige Häuptling zwar herzlich wenig, aber das thut nichts, die blitzenden „Geschenke" haben Ueberzeugungskraft genug und bald ist der Handel abgeschlossen. Mit dem eingehandelten Burschen kehrt der Werber an Bord seines Schiffes zurück, sehr vergnügt, die Liste der von ihm für Samoa geworbenen Arbeiter wieder um eine Nummer vermehrt zu sehen, denn für jede Nummer zahlt die Firma eine klingende Prämie.

Nicht immer geht indeß die Rekrutirung der Arbeiter auf so friedlichem Wege von statten; es geschieht auch, daß Eingeborene mit List oder Gewalt eingefangen und von ihrer Heimatinsel entführt werden. Im Jahre 1882 lag der Schoner „Ninafou" im Hafen von Meoko und schickte von da zwei Boote nach Neu-Irland hinüber, um Anwerbungen unter den Eingeborenen zu versuchen. Als die Boote der Küste näherkamen, flüchteten sich die Insulaner, durch frühere Erfahrungen scheu und vorsichtig gemacht, in den nahen Wald.

Nur zwei junge Männer blieben am Strande; sie waren Zöglinge des auf der Insel stationirten Missionars und glaubten deshalb vor allen Nachstellungen geschützt zu sein. Von dem einen Boote, das sich inzwischen bis auf einige Schritte dem Ufer genähert, hielt man ihnen Stücke Taback entgegen und gab zu verstehen, sie möchten sich denselben holen. Arglos wateten sie heran, wurden aber ohne weiteres ergriffen und ins Boot gezogen, das mit seiner Beute davonfuhr. Vergebens erhoben die Insulaner, die den Vorgang aus ihrem Versteck mit angesehen hatten, ein großes Geschrei; die beiden Geraubten wurden als „angeworbene" Arbeiter nach Meoko gebracht, doch meldete der Missionar alsbald seinem Vorgesetzten, dem englischen Missionar Rooney auf Duke of York, was seinen Zöglingen widerfahren, und auf dessen Reclamation, die von der Drohung begleitet war, den Fall an das Generalconsulat in Samoa zu berichten, sah sich der Kapitän des Schoners gezwungen, seinen Raub wieder herauszugeben. Andere auf solche oder ähnliche Art „Angeworbene" sind leider nicht so glücklich, einen Missionar zum rettenden Fürsprecher zu haben.

Viele der unfreiwillig Angeworbenen benutzen die erste sich bietende Gelegenheit zur Flucht. Dem einen gelingt es schon, aus dem Boot zu entspringen, andere lassen sich bei nächtlichem Dunkel vom Bord des Schiffes ins Meer hinab und gewinnen als gute Schwimmer nicht selten ihre heimatliche Insel wieder. Aber wehe denen, die bei einem Fluchtversuch ertappt werden!

Im Mai 1883 verließ der Schoner „Tonga Tabu" den Hafen von Meoko. In der Duke of York-Gruppe war das Werbegeschäft schlecht gegangen, und der Kapitän hoffte, auf Neu-Britannien reichere Ausbeute zu machen. Da aber seine Bemühungen dort gleichfalls erfolglos blieben, fuhr das Schiff weiter nach Neu-Irland. Auf dieser Insel gelang es, von den Bewohnern des Dorfes Kureß einige Leute einzuhandeln, und noch zwei andere wurden ins Boot gelockt. Bei

der Abfahrt sprangen die letztern wieder ans Ufer. Da schoß die Bootsmannschaft ihre Hinterlader nach dem nahen Strande ab und tödtete nicht nur die beiden Flüchtlinge, sondern auch mehrere von den zufällig dastehenden Insulanern. Diese Schandthat ist durch den Missionar Danks auf Neu-Britannien zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden.

In den Monaten Juni und Juli desselben Jahres war der Schoner „Ninafou" auf einer Werbetour begriffen. Während seine Boote an der Küste von Neu-Irland lagen, unweit vom Dorfe Kureß, entwendete ihnen ein Eingeborener eine Axt und floh damit ins Gebüsch; die Mannschaft feuerte hinter dem Diebe her, die Kugeln schlugen aber auch in eine Gruppe dicht zusammenstehender Insulaner, von denen vier tödlich getroffen wurden. Kurz darauf lagen die Boote der „Ninafou" an der Insel Nainuk, in der Steffen-Straße am Nordwestende Neu-Irlands. Als hier einige der Angeworbenen entsprangen, beschoß man aus nächster Nähe den Strand, und vier Menschen, eine Frau und drei Männer, fielen, von den Flintenkugeln durchbohrt. Der Befehlshaber der Boote, ein Sohn des Kapitäns, entzog sich den Speeren, welche die Eingeborenen nun warfen, indem er sich in seinem Boot platt auf den Boden streckte.

Durch die Bootsmannschaft des Schoners, die zum Theil aus Eingeborenen der Duke of York-Inseln bestand, erhielt nach dessen Rückkehr dahin der Missionar Rooney genaue Kunde von dem in diesen beiden Fällen ausgeübten barbarischen Verfahren. Ein anderer Gewährsmann fügt in seinem Bericht über die Affaire auf der Insel Nainuk noch hinzu: Nachdem die Bewohner des Dorfes in den Wald geflohen waren, gingen die Bootsleute ans Land und raubten aus den heiligen Hütten und dem Versammlungshause die Idole und die verzierten Gefäße.

Am 16. November 1883 ankerte der Schoner „Ninafou" etwa 11 Seemeilen nordwestlich von Cap Givry, seine Boote an die

neuirländische Küste entsendend. Diese warben rasch drei Leute von den Bewohnern des Stranddorfes Kalaan und waren eben im Begriff wieder vom Lande zu stoßen, als in einem unbewachten Augenblick die drei Rekruten heraussprangen und davonliefen. Man feuerte ihnen zwölf bis vierzehn Schüsse nach, worauf die Insulaner, von denen einer schwer verwundet worden, einen Hagel von Steinen nach dem Boote schleuderten. Die in der Nähe liegenden Boote des englischen Werbeschiffs „Falcon" sahen den Kampf mit an und kamen herangerudert, um die Veranlassung zu erfahren. Doch die Insulaner winkten ihnen vom Strande zu, sich fern zu halten, damit sie nicht von den Steinen aus ihren Schleudern getroffen würden; sie bewiesen hierdurch, daß sie die Schuldigen von den Unschuldigen zu sondern wußten und nicht in blinder Wuth sich an jedem, der ihnen gerade in den Wurf kam, rächen wollten.

Englische Werbeschiffe geben zwar den deutschen mitunter nichts nach an frevelhaften Ausschreitungen, aber bei ihnen war doch seit langem schon die Aussicht vorhanden, daß die Frevler zur Strafe gezogen und an der fernern Verübung solcher Brutalitäten für immer verhindert wurden.

Die englische Brigantine „Mary" kreuzte auf einer Werbefahrt im Juni 1883 zwischen den kleinen Inseln in der Steffen-Straße und konnte von der Insel Kaboteron allein 66 Rekruten an Bord nehmen. In finsterer Nacht sprangen mehrere davon ins Meer, um als gute Schwimmer zu entkommen. Nun ließ der Kapitän die übrigen, je zwei und zwei, mit Handschellen oder mit Stricken aneinander gefesselt in den untersten Schiffsraum einsperren. Hierauf steuerte das Schiff, um weitere Anwerbungen vorzunehmen, nach der nicht weit entfernten Insel Nusa. Ein eingeborener Matrose verrieth aber gleich nach Ankunft der Boote den Bewohnern von Nusa, wie man die auf Kaboteron Angeworbenen im Schiffe behandele; darum weigerten sie sich hartnäckig, Leute von ihrer Insel anwerben zu lassen, obgleich ihnen eine ungewöhnliche Menge der verlockendsten

Waaren dafür geboten wurde. Um den Grund ihrer Weigerung zu beseitigen, gab der Kapitän am folgenden Tage Befehl, den Gefangenen die Fesseln abzunehmen und sie auf Deck zu bringen. Nachmittags zog eine schwere Bö herauf und alle Hände an Bord hatten vollauf mit der Sicherung des Schiffes zu thun, um so mehr da ein Theil der Mannschaft mit den Booten abwesend war. Diese Gelegenheit benutzten die Kaboteron-Leute; trotz des heftigen Windes sprangen sie sämmtlich über Bord und schwammen der Insel Nusa zu. Ein fortwährender Kugelregen verfolgte die Schwimmenden; erst auf die Vorstellungen der Kapitäne zweier unfern davon ankernden Schiffe, welche die unmenschliche Handlungsweise anzuzeigen drohten, wurde das Gewehrfeuer eingestellt und die gehetzten Schwimmer erreichten glücklich das Ufer; nur zwei von ihnen waren schwer verwundet. Bei den Nusa-Insulanern fanden die Flüchtlinge Schutz und gastliche Aufnahme. Als am nächsten Morgen der Kapitän mit einem Theile der Schiffsmannschaft ans Land kam und von den Bewohnern die Auslieferung der Entflohenen forderte, warfen sie mit Speeren nach ihm. Er mußte schleunigst den Rückzug antreten, und noch am selbigen Tag lichtete sein Schiff die Anker.

Doch genug dieser blutigen Conflicte. Der Leser wird schon aus den von mir mitgetheilten entnommen haben, wie schwer es ist, die Arbeiteranwerbungen in der Südsee zu beaufsichtigen, und wie leicht sie zu strafwürdigen Ausschreitungen führen, die in den allerwenigsten Fällen zur Anzeige gelangen. Was davon an den Tag kommt, ist jedoch genügend, den ganzen Handel zu verdammen. Es wird häufig behauptet, drei Jahre Arbeit in den Pflanzungen übten einen civilisirenden Einfluß auf die Eingeborenen aus. Ich meinestheils bin ganz entgegengesetzter Meinung. Woher sollte der civilisirende Einfluß kommen? Von seiten des Plantagenbesitzers geschieht nichts zur Civilisirung seiner Arbeiter. Für ihn ist der Arbeiter nur

ein Lastthier, das täglich gefüttert werden muß, weil es sonst nicht im Stande wäre, die zum Gedeihen der Pflanzung nothwendige Arbeit zu verrichten. Die Ernährung der Arbeiter ist häufig unzureichend und infolge dessen erkranken und sterben auch viele. In den Pflanzungen auf Samoa sterben in den günstigsten Jahren zehn Procent der Arbeiter, und in den Colonien ist es genau ebenso. Bis vor wenigen Jahren entbehrten die circa 1200 Arbeiter in Samoa fast ganz der ärztlichen Pflege. Erst seit 1880 ist dort ein eigener Arzt für die Plantagenarbeiter angestellt.

Noch niemals habe ich gehört, daß ein nach seiner Heimat zurückgekehrter Arbeiter die in den Pflanzungen erworbene Kenntniß von dem Anbau nützlicher Culturpflanzen auf seiner Insel praktisch verwerthet hätte. Die dreijährige, meist erzwungene Arbeit hat ihn aller Anstrengung abhold gemacht, er ist nach seiner Rückkehr der faulste aller Faulen. Und warum sollte er auch noch ferner thätig sein? Hat er doch den ganzen bei der Anwerbung bedungenen Lohn mit heimgebracht, und davon kann er eine geraume Zeit zehren. Außerdem eignete er sich ein wenig von der Sprache der weißen Männer an und kann daher mit bestem Erfolg betteln, wenn Schiffe seine Insel besuchen. Ja nicht selten sind gerade solche ehemalige Plantagenarbeiter die Anstifter von Ueberfällen auf weiße Reisende oder Kaufleute. Durch harte, ungerechte Behandlung von seiten ihrer weißen Herren hat sich in ihren Herzen ein tiefer Groll gegen dieselben festgesetzt, der dann leicht in Haß gegen alle Weißen übergeht. Missionare und Ansiedler auf denjenigen Inseln, welche in den letzten Jahren das größte Contingent von Arbeitern an die Südseepflanzungen geliefert haben, stimmen ohne Ausnahme darin überein, daß der zurückgekehrte Arbeiter in der Regel nicht nur selber demoralisirt ist, sondern auch einen überaus demoralisirenden und verderblichen Einfluß auf seine daheim gebliebenen Landsleute ausübt.

Aus dem Sammeldepot, das die Deutsche Handelsgesellschaft in Meoko unterhält, wurden in dem Jahre 1883—84 circa 700 in Neu-Britannien und Neu-Irland angeworbene Arbeiter nach Samoa verschifft. Die Angeworbenen werden hier natürlich streng bewacht, damit sie nicht vor der Einschiffung entfliehen; dennoch finden Fluchtversuche häufig genug statt, und trotz der Breite des St.-Georgs-Kanals und dessen reißender Strömung mag mancher kühne Schwimmer seinen heimatlichen Strand erreichen.

Englische Werbeschiffe führten im Jahre 1883 ungefähr 1500 Eingeborene von Neu-Britannien und Neu-Irland als Plantagenarbeiter nach Queensland und nach den Fidschi-Inseln.

Die in Meoko befindliche Factorei der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft hat mehrere Zweigstationen auf der Küste von Neu-Britannien zwischen dem Cap Gazelle und Port Weber.* Die Producte, die von hier ausgeführt werden, sind Kopra (getrocknete Kokosnußkerne) und eine geringe Quantität Schildpatt und Perlmutterschale. Im Jahre 1883 lieferte die Factorei ungefähr 650 Tonnen Kopra; im Jahre 1884 nur gegen 500 Tonnen.

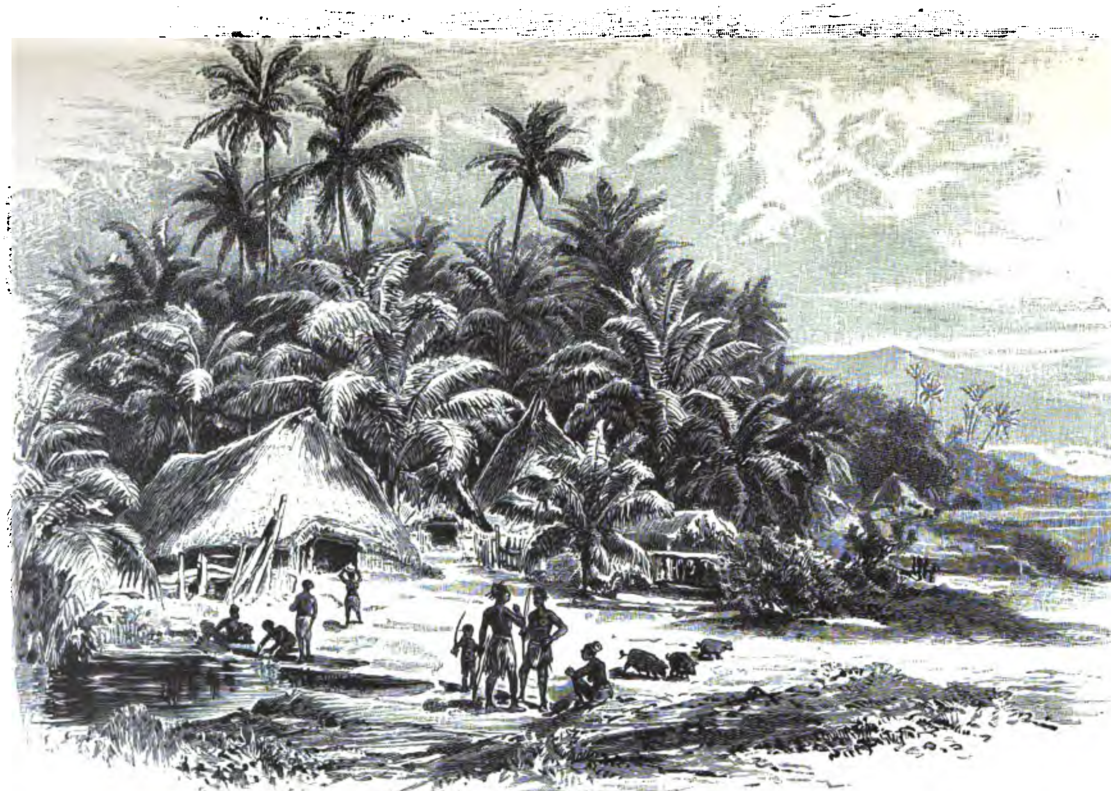
* Anfang 1885 errichtete die Firma auch auf der kleinen Insel Kaboteron, gegenüber der Nordküste Neu-Irlands, eine Zweigfactorei, welcher zwei weiße Commis vorstehen.

III.

Die Gazelle-Halbinsel.

Die Insel Neu-Britannien ist zum größten Theil noch unerforscht. Nicht einmal die Küstenlinie findet sich auf Karten genau angegeben. Man kennt eigentlich nur die Strecke von Port Weber östlich bis zum Cap Gazelle und noch etwa 12 Seemeilen gen Süden. Von dem weitern Verlauf der Küste wissen wir bis heute nichts Zuverlässiges, denn was darüber verlautet, ist so widersprechend, daß die Richtigkeit der Aussagen sicher bezweifelt werden muß.

Den nördlichen Theil von Neu-Britannien bildet die Gazelle-Halbinsel, welche ihren Namen nach dem deutschen Kriegsschiff „Gazelle" führt, das unter Kapitän (jetzigem Admiral) Freiherr von Schleinitz im Jahre 1875 den östlichen Theil von Neu-Britannien untersuchte. Die größte Breite der Gazelle-Halbinsel von Osten nach Westen beträgt etwa 60 Seemeilen; in der Länge erstreckt sie sich etwa 40 Seemeilen von Norden nach Süden. Dann wird das Land bedeutend schmal und läuft vom Cap Buller etwa 110 Seemeilen südwestlich bis Port Montagne, von da ab etwa 150 Seemeilen westlich bis zur Dampier-Straße. Die Länge der ganzen Insel von Cap Stephens bis zum West-Cap beträgt gegen 300 Seemeilen; die Breite ist äußerst verschieden, an manchen Stellen wol kaum mehr als 10 Seemeilen. Eine Kette an-



Eingeborenen-Dorf.

S. 37.

sehnlicher Berge, darunter auch mehrere noch thätige Vulkane, durchzieht das Land. Von der Westspitze Neu-Britanniens ist die Küste von Neu-Guinea 45 Seemeilen entfernt. Viele kleine Inseln und Inselchen liegen in der Nähe umher.

Allein auf der Gazelle-Halbinsel haben bisher weiße Ansiedler festen Fuß gefaßt. Was ich im Nachfolgenden mittheilte, bezieht sich auch nur auf diesen Theil der Insel. Vom Cap Buller läuft die Küste bis zum Cap Palliser in nordöstlicher Richtung und dann nördlich mit einer kurzen Einbiegung nach Westen bis zum Cap Gazelle. Das Küstenland zwischen Cap Buller und Cap Palliser besteht aus einer bewaldeten Hügelreihe von ziemlicher Höhe. Nördlich von Cap Palliser flachen sich die Hügel mehr und mehr ab und gehen in sanft geneigte Ebenen über, die theils mit Bäumen, theils mit hohem Gras bewachsen sind. Die Eingeborenen wohnen ohne Ausnahme im Innern der Insel, am Strande haben sie nur Hütten zum Einstellen ihrer Kanoes und zum Aufbewahren der Fischereigeräthe. Günstige Landungsplätze sind nur hier und da anzutreffen; fast ununterbrochen zieht sich ein steil abfallendes Korallenriff dicht am Strande entlang, und darüber hin wälzen sich schäumend die Wogen der Brandung. Die Formation ist hier deutlich sichtbar, es sind gehobene Korallenbänke, die steil bis zu 50 m hoch über das Strandgeröll emporsteigen, an manchen Stellen verschlungene Grotten und Höhlen von nacktem Kalkstein bildend, meist aber mit Bäumen, Gestrüpp und Gras bewachsen. Etwa zwei Seemeilen nördlich von Cap Palliser, von den Eingeborenen Dovaura genannt, entdeckte ich auf einer Bootfahrt im April 1885 einen kleinen aber vorzüglichen Hafen, der auch für die größten Schiffe zugänglich ist. Die Einfahrt bildet ein schmaler aber tiefer Kanal von etwa 500 m Länge; überraschend breitet sich dann zu beiden Seiten eine prachtvolle Wasserfläche aus, umgeben von dicht bewaldeten Ufern; der Hafen liegt dermaßen versteckt, daß man die Einfahrt erst wahrnimmt, wenn man unmittelbar

davor liegt, und diesem Umstand wird es zuzuschreiben sein, daß er nicht schon von frühern Reisenden entdeckt worden ist.

Bei dem Cap Gazelle, einer waldbewachsenen Anhöhe, wendet sich die Küste schroff nach Westen um. Den Strand umsäumt ein breiter Waldgürtel, hinter welchem, etwa 3 km landeinwärts, Hügelrücken mit schlanken Kokosnußpalmen emporsteigen. Stellenweise, namentlich je weiter man nach Westen kommt, treten die Grasflächen bis dicht ans Ufer heran. Vom Cap Schulze (Raluana) ab folgt wieder mehr Wald, dahinter aber dehnen sich weite Grasebenen aus bis zum Fuß und rings um den höchsten Berg, den Unakokor oder Varzin, welcher ungefähr in der Mitte der Halbinsel sich erhebt. Das Innere ist ein allmählich ansteigendes Plateau, in der Richtung nach Cap Schulze zu aber von tiefen Thälern durchschnitten, was der dichten Bewaldung wegen vom Schiffe aus nicht bemerkt werden kann. Ein Küstenriff, stellenweise bis auf 1 km weit ins Meer vordringend, streicht von Osten nach Westen, doch gibt es hier und da einen sicher zugänglichen Ankerplatz.

Am Cap Schulze vorüber gelangt man in die Blanche-Bay, eine herrliche Bucht von etwa acht Seemeilen Länge und etwa vier Seemeilen durchschnittlicher Breite, in welcher Schiffe gegen alle Winde Schutz finden. Im Süden und Westen ist sie von steil abfallenden Hügeln eingefaßt, deren Abhänge zum Theil gut bewaldet sind, während das ganze Plateau mit Gras bedeckt ist. Zahlreiche Tarro- und Bananenpflanzungen an den Hängen, sowie ausgedehnte Kokospalmenwälder auf den Rücken der Hügel und auf den Ebenen am Strande lassen darauf schließen, daß diese Gegend dicht bewohnt sein muß. Im Nordosten wird die Bucht von einer schmalen Halbinsel begrenzt, auf der sich drei hohe Berge erheben, welche dem großartigen Landschaftsbilde einen besonders malerischen Schmuck verleihen. Die mittlere, eine fast regelmäßige Kegelform, ist der erloschene Vulkan „die Mutter", der nördliche

die vielfach zerklüftete und zerrissene „Nordtochter“, der südliche die schön gestaltete „Südtochter“. Alle drei sind vulkanischen Ursprungs, jetzt aber vom Fuß bis zum Gipfel mit Wald, Gesträuch und Gras bewachsen. In dem erloschenen Krater der „Mutter“ sammelt sich nach anhaltenden Regengüssen ein kleiner Frischwassersee, der jedoch nach einigen Wochen wieder verschwindet. W. Powell behauptet, er habe in dem Krater einen See von solcher Tiefe angetroffen, daß mit einer 500 Faden langen Leine kein Grund zu finden war. Als ich im August 1883 den Berg besuchte, war der Krater völlig ausgetrocknet und bei weitem nicht so tief, wie man nach Powell's Schilderung annehmen möchte. Zwischen Mutter und Südtochter drängt sich ein ernst und schwarz aussehender Vulkan hervor, der erst vor wenigen Jahren einen gewaltigen Ausbruch in Scene setzte. Da der südwestliche Rand seines Kraters eingestürzt ist, kann man bequem hinabschauen und die steilen Wände mit den Schwefelablagerungen betrachten. Schwache Rauchsäulen steigen beständig aus den Spalten hervor und zeigen, daß es im Innern noch immerfort glüht.

Etwa eine Seemeile östlich vom Fuß dieses Vulkans liegt die kleine Insel Matupi. Etwas weiter entfernt, auf der Westseite der Bucht, entstand im Jahre 1879, eben beim Ausbruch des auf der Ostseite stehenden Vulkans, eine kleine Insel, die nun kahl und öde, von keinem Grashalm begrünt, aus den blauen Fluten hervorragt. Nordwestlich von Matupi tauchen hart nebeneinander zwei Felsen aus den Wellen auf, welche sehr bezeichnend „die Bienenkörbe“ genannt werden. Von fern gesehen, haben sie in der That Aehnlichkeit mit riesigen Bienenkörben; kommt man aber näher, so zeigt es sich, daß ihre Wände, aus einem vulkanischen, sandsteinartigen Conglomerat bestehend, durch tiefe Schluchten auseinander gerissen sind; Gestrüpp und Schlingpflanzen umkleiden sie jedoch bis zum Gipfel, sogar einige genügsame Kokospalmen zieren das graue Gestein. Ein paar niedrige Hütten an ihrem Fuß, ein Gerüst

zum Aufhängen von Fischnetzen und Körben, und einige Kanoes bekunden, daß hier eine betriebsame Fischerfamilie sich häuslich niedergelassen hat.

Zwischen Matupi und dem Vulkan öffnet sich ein nicht sehr großer, aber vorzüglicher Hafen, der von Kriegsschiffen wie von Kauffahrern gern besucht wird. Auf Matupi hat die Firma Hernsheim u. Comp. eine Factorei, und die eisengedeckten Häuser derselben, überragt von stattlichen Kokospalmen, zeugen von der Thätigkeit und den Erfolgen deutschen Unternehmungsgeistes. Im Jahre 1883 exportirte die Factorei gegen 700 Tonnen Kopra. Von hier aus werden auch zwei Zweigstationen an der Nordküste von Neu-Irland, ferner eine auf den Hermit- und eine auf den Lochlandinseln geleitet. Außerdem besitzt dieselbe Firma Handelsniederlassungen auf Neu-Britannien zwischen dem Cap Gazelle und Port Weber. Ihr Chef, Herr Hernsheim, ist deutscher Consul für Neu-Britannien, Neu-Irland, die Karolinen und andere Inseln, demnach für ein Gebiet, das sich gegen 2000 Seemeilen von Westen nach Osten erstreckt.

Die Bodenconfiguration der Blanche-Bay unterliegt fortwährenden Veränderungen, wie sich aus den von Zeit zu Zeit durch Kriegsschiffe der verschiedenen Nationen unternommenen Tiefmessungen ergibt: an einer Stelle senkt sich der Meeresboden, an einer andern hebt er sich. Die neueste und genaueste Vermessung wurde im Jahre 1883 von den Offizieren des Kanonenboots „Hyäne" ausgeführt.

Am Fuß der Vulkane sprudelt hier und da heißes Wasser aus der Erde, der ganze Archipel wird häufig von Erdbeben heimgesucht, und alles deutet darauf hin, daß hier ein vulkanischer Herd existirt, der vielleicht früher oder später sein Zerstörungswerk verrichten wird.

Setzen wir nun unsere Küstenfahrt weiter fort! Aus der Blanche-Bay heraustretend, hält die Küste bis Cap Stephens mit größern und kleinern Einbuchtungen nordwestliche Rich-

tung ein. Die drei Berge, die Mutter, die Nordtochter und die Südtochter, berühren hier mit ihrem Fuße den Strand und bilden reizende kleine Thäler oder erhöte Vorsprünge, die, mit prächtigen Bäumen bestanden, Lieblingsplätze der Eingeborenen zu sein scheinen, denn unter den Palmen am Strande haben sie sich mehrere große Dörfer gebaut. Weiß angestrichene Fischerboote, mit bunten Federn und Blättern geschmückt, gleiten über die blaue Flut und wagen sich oft weit ins Meer hinaus.

Von Cap Stephens bis zur Talile-Bucht läuft die Küste südwestlich. Anfangs leicht gewellt, steigt der Boden dann jäh und steil zu einem Berge an, der etwa eine halbe Stunde breit und von schlanken, aus weiter Ferne sichtbaren Palmen gekrönt, die Blanche-Bay von der Talile-Bucht scheidet. Die Ufer der letztern sind ziemlich niedrig, schon wenige Kilometer vom Strande beginnt die Kette der hohen Berge, welche das Innere durchzieht. Auf dem westlichen Ufer unterhält die Wesleyanische Missions-Gesellschaft eine von einem weißen Lehrer versehene Station. Etwa sieben Seemeilen von hier nach Norden liegt die sehr gebirgige, schluchtenreiche Insel Uatam, auf den Karten Man-Island genannt. Ihre Bewohner sind als besonders wild und feindselig verrufen, weshalb sie von den Weißen gemieden wird.

Aus der Talile-Bucht heraus setzt sich die Küste in westsüdwestlicher Richtung fort bis zum Cap Luen und der gleichnamigen flachen Bucht. Westlich von Cap Luen dringt der Port Weber tief ins Land hinein, einen höchst malerischen Anblick darbietend, da die anmuthigen Hügel der Luen-Halbinsel sie in einem weiten Bogen umschließen. Zahlreiche Hütten der Eingeborenen lugen aus dem dichten Grün der Uferwälder hervor; doch haben sie ihre meisten und größten Dörfer 3 bis 4 km vom Strande an den Abhängen der Vorberge, über welche noch tiefer im Innern der Berg Unakokor sein majestätisches Haupt erhebt. Am Eingang zur Bucht liegen mehrere bewohnte aber unbedeutende kleine Inseln.

Der nordwestlich laufende Küstenstrich von Port Weber bis zum Cap Lambert, das die Nordwestspitze der Beining-Halbinsel bildet, ist zum Theil flach und sumpfig, aber gleich hinter dem schmalen Ufersaum steigen ernste, schroffe Bergwände zu ansehnlicher Höhe auf. Die nun folgende Küste, in der Hauptrichtung nach Südosten gewendet, ist noch wenig bekannt. Die Ufer sind meist steil und felsig, die Abhänge der Berge mit dichtem Wald bedeckt; sie senden von ihren Höhen herab inmitten großartig schöner Landschaften viele wasserreiche klare Gebirgsbäche ins Meer, von denen sich namentlich der Unamula auszeichnet. Hier und da treten die Berge auseinander und gewähren einen Blick auf die Hochebene im Innern. Zwischen der Open Bay im Westen und der Spacious Bay im Osten verbindet ein etwa 8 Seemeilen breiter Isthmus die Gazelle-Halbinsel mit dem Hinterlande.

Das Klima von Neu-Britannien wurde von jeher als ungesund bezeichnet, und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß bisjetzt die Mehrzahl der weißen Ansiedler mehr oder weniger stark vom Fieber heimgesucht wird. Allein ich glaube, bei einiger Vorsicht in der Lebensweise, namentlich während der ersten Zeit nach der Uebersiedelung, kann man dem Fieber entgehen. Gewiß äußern sich auch die klimatischen Einflüsse in den verschiedenen Gegenden der Insel verschieden. Die ausgedehnten Grasebenen im Innern halte ich für die gesündere Gegend; an der waldreichen Küste dagegen fallen Ansiedler, wie es scheint, am ehesten der Krankheit zum Opfer. Wo ich meine Wohnung aufgeschlagen habe, am Saum der weiten Grasfelder zwischen Cap Gazelle und Cap Schulze, ist das Klima unbedingt nicht schädlich, denn sowol ich selbst und meine Familie wie auch die andern Ansiedler in der Nachbarschaft erfreuen uns guter Gesundheit. Man hat behauptet, daß häufiges längeres Verweilen in der Sonnenhitze das Fieber hervorrufe; nun, ich bin während meines Aufenthalts in Neu-Britannien fast täglich vom Morgen bis zum Abend den heißen



Der Unamula-Wasserfall auf der Nordostspitze von Neu-Britannien.

S. 42.

Sonnenstrahlen ausgesetzt und bin doch nicht vom Fieber befallen worden.

Das Fieber meldet sich zunächst an durch eine eigenthümliche Mattigkeit in den Gliedern, dann durchzucken Kälteschauer den ganzen Körper, vornehmlich den Rücken, und bald stellt sich quälender Kopfschmerz ein. Die Kälteschauer wechseln nach einigen Stunden mit steigender Hitze, sodaß der Körper in Schweiß gebadet ist. In einem spätern Stadium gesellt sich zu diesen Symptomen heftiges Erbrechen, infolge dessen der Patient allen Appetit verliert und in wenigen Tagen vollständig von Kräften kommt. Bei angemessener Diät und sofortigem Einschreiten, wenn die ersten Symptome sich zeigen, kann das Fieber nach einigen Tagen zum Weichen gebracht werden. Versäumt der Patient aber, das Nöthige zu thun, und läßt er die Krankheit erst den ganzen Organismus ergreifen, dann dauert es Monate, ehe er das Leiden wieder los wird, oder er geht daran zu Grunde. Als Gegenmittel sind vor allen Dingen im Anfang Abführungsmittel zu empfehlen und danach starke Dosen Chinin. Merkwürdigerweise werden die Eingeborenen wenig vom Fieber behelligt, obgleich sie völlig unbekleidet sind und in sehr primitiv gebauten Hütten wohnen. Ich habe viele Fälle von Erkältungskrankheiten, Lungenentzündung und Schwindsucht unter ihnen beobachtet, ein fieberhafter Eingeborener aber ist mir höchst selten vorgekommen.

Von Mitte April bis Mitte October herrscht Südost-Wind, während der übrigen Zeit des Jahres Nordwest-Wind vor; der letztere bringt auch heftige Gewitter und starke Regengüsse mit sich. Orkane scheinen hier unbekannt zu sein. Die Regelmäßigkeit der Winde und die dadurch bedingten Meeresströmungen um die Insel sind wahrscheinlich die Veranlassung zu der eigenthümlichen Erscheinung, daß während der Periode des Südost-Windes der Eintritt der niedrigen Ebbe bei Tage, während der des Nordwest-Windes bei Nacht stattfindet.

Häufigkeit der Winde in den Jahren 1883 und 1884.[1]

1883.	N.	NNW.	NW.	WNW.	W.	WSW.	SW.	SSW.	S.	SSO.	SO.	OSO.	O.	ONO.	NO.	NNO.
Januar	2	3	15	1	1	—	—	—	—	2	2	—	3	—	2	—
Februar	2	1	24	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
März	2	2	19	2	—	—	—	—	—	—	4	—	2	—	—	—
April	—	3	8	—	—	—	—	—	2	—	8	3	2	3	1	—
Mai	2	—	1	—	—	—	1	—	—	—	13	8	1	2	1	2
Juni	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24	2	2	2	—	—
Juli	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	21	4	3	—	—	1
August	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	23	7	1	—	—	—
September	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	10	12	4	—	—	2
October	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	20	2	2	1	2	3
November	4	2	5	—	—	—	—	—	—	—	5	1	4	—	7	2
December	2	1	17	—	—	—	—	—	—	—	3	—	2	—	3	3
1884.																
Januar	5	3	14	—	1	—	—	—	—	1	4	2	—	—	—	1
Februar	5	1	21	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1
März	3	2	21	—	—	—	—	—	—	—	3	1	—	—	—	1
April	4	—	6	—	—	—	—	—	—	—	10	2	2	—	5	1
Mai	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	16	7	1	1	2	2
Juni	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	22	5	1	—	—	—
Juli	1	—	—	—	—	—	—	—	1	3	19	3	3	—	1	—
August	1	—	2	—	—	—	—	2	4	5	17	—	—	—	—	—
September	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	14	2	6	3	4	—
October	—	—	3	—	—	—	—	—	1	—	13	—	1	1	11	1
November	1	—	9	—	—	—	—	—	—	—	4	2	4	—	10	—
December	7	1	17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	3	1

[1] Die Windrichtung ist die am Tage beobachtete; die abends und während der Nacht aufspringende Landbrise ist nicht in Betracht gezogen.

Die Tagestemperatur steigt zuweilen bis 35° C. In der Regel sind die ersten Vormittagsstunden am heißesten; zwischen 10 und 11 Uhr kommt eine Brise, welche die Hitze etwas mäßigt, die Abende sind angenehm und erfrischend; in der Nacht legt sich gewöhnlich der Wind und durch einen von dem Hochplateau herniederwehenden Hauch wird die Luft noch weiter abgekühlt; bei Sonnenaufgang sinkt das Thermometer manchmal bis auf 19° C.

Im Nachstehenden gebe ich eine Reihe von Ergebnissen meiner regelmäßigen täglichen Beobachtungen während der Jahre 1883 und 1884.

Mittlere Monatstemperatur nach drei täglichen Beobachtungen:

	1883	1884
Januar	25,19	24,40
Februar	26,98	24,34
März	25,07	24,55
April	24,03	23,91
Mai	25,91	24,83
Juni	25,58	24,62
Juli	24,86	24,21
August	25,19	23,63
September	24,79	23,73
October	24,87	24,23
November	25,39	24,63
December	26,76	23,82

	Höchste Temperatur		Niedrigste Temperatur	
	1883	1884	1883	1884
Januar	34,54	34,20	21,17	19,74
Februar	35,04	33,65	20,85	19,24
März	33,67	33,60	21,05	20,31
April	34,72	33,66	20,18	19,74
Mai	35,13	35,00	21,11	19,74
Juni	32,77	33,34	20,83	19,24
Juli	33,14	32,83	20,07	19,24
August	32,76	33,17	19,75	17,84
September	33,17	33,34	20,03	18,91
October	33,13	34,27	19,87	18,91
November	34,24	36,18	20,14	20,00
December	34,92	33,92	19,34	19,72

Die Anzahl der Regentage betrug:

	1883	1884
Januar	13	21
Februar	19	14
März	21	17
April	17	16
Mai	15	10
Juni	14	11
Juli	17	14
August	10	18
September	18	12
October	12	8
November	18	8
December	16	22

Schwächere und stärkere Erdbeben wurden verspürt in

	1883	1884		1883	1884
Januar	7	6	Juli	7	3
Februar	8	5	August	4	1
März	10	2	September	5	2
April	9	3	October	3	6
Mai	12	13	November	6	—
Juni	5	—	December	3	2

In der Regel sind die Erschütterungen nur von kurzer Dauer, von 2—3 Secunden bis zu ½ Minute. Auch die Intensität ist sehr verschieden. Bei stärkern Stößen hebt und senkt sich der Boden wellenförmig, die Bäume, besonders die schlanken Kokospalmen, schwanken merklich hin und her, und von den steilen Wänden der Küste lösen sich nicht selten Steinmassen los und stürzen polternd ins Meer. Nach einiger Zeit sieht man dann wol auf der Meeresoberfläche große Bimssteinstücke schwimmen, die das Wasser von diesen heruntergestürzten Felsen fortgewaschen hat. Der verheerende Ausbruch des Vulkans Krakatua in den Sunda-Inseln im August 1883 wurde auch in Neu-Britannien verspürt; am 27. August nachmittags fanden starke Erderschütterungen statt, die sich bis zum 31. August in kürzern oder längern Zwischenräumen wieder-

holten. Der Krater am Fuß der „Mutter“ zeigte jedoch keinerlei außergewöhnliche Erscheinungen.

Die Regenzeit war im Jahre 1883 eine ungemein schwere für Neu-Britannien; seit Menschengedenken sind dort nicht so gewaltige Regengüsse niedergegangen. Einzelne Gegenden der Insel wurden arg durch sie verwüstet. Von den Berglehnen, welche die Blanche-Bay umschließen, und von den nordöstlichen Abhängen der Mutter und Südtochter schwemmte der Regen die Pflanzungen der Eingeborenen zum großen Theil hinweg, und es bildeten sich reißende Ströme, die den Boden stellenweise bis 10 m tief fortspülten. Die fruchtbaren Thäler in der Umgebung der Mutter waren fußhoch überflutet und das Meer oft meilenweit mit entwurzelten Bäumen bedeckt.

Auffallend ist eine von Zeit zu Zeit eintretende Erscheinung, die ich nur mit einem sehr dichten Höhenrauch vergleichen kann. Die Luft ist dann dermaßen undurchsichtig, daß ich die Umrisse der hohen, etwa 6 Seemeilen von meinem Wohnsitz entfernten Berge der „Mutter“-Halbinsel kaum zu unterscheiden vermag, und dabei sehr trocken und ruhig. Die Erscheinung hält in der Regel zwei bis drei Tage an und war jedesmal, wo ich sie zu beobachten Gelegenheit hatte, von schwächern und stärkern Erderschütterungen begleitet. Ob letztere damit in Verbindung stehen oder nur zufällig sich gleichzeitig ereigneten, wage ich nach der kurzen Dauer meiner Beobachtungen nicht zu bestimmen.

Der Boden der Gazelle-Halbinsel ist durchweg von vorzüglicher Beschaffenheit. Selbst die hohen Berge, die von Cap Lambert aus an der Westküste sich hinziehen, sind, obgleich wahrscheinlich alle vulkanischen Ursprungs, mit reicher Vegetation bedeckt. Im ganzen übrigen Theil der Halbinsel, vom Strande bis zum Hochplateau und zum höchsten Berge, dem Unakokor, hinauf, besteht der Boden fast nur aus losem vulkanischen Geröll, zum größten Theil Bimsstein. Seine obere Schicht ist durch das Regenwasser und den

Einfluß der Atmosphäre bis zu größerer oder geringerer Tiefe verwittert, sodaß sie das Aussehen feinkörnigen braungrauen Sandes hat; sie ist aber reichlich mit vermoderten Pflanzentheilen vermischt und gibt daher einen schwarzen Humus von unvergleichlicher Fruchtbarkeit ab. Wo von den Hängen steil abfallender Hügel diese Schicht durch Regengüsse theilweise in die tiefer liegenden Regionen fortgeschwemmt ist, da tritt wieder der Bimsstein zu Tage. Am fruchtbarsten sind selbstverständlich die Thäler in den hügeligen Regionen und die sanft ansteigenden Gelände, die vom Regen nicht ausgewaschen werden. Da der Boden sehr porös ist, bleibt selbst bei anhaltenden heftigen Regengüssen das Wasser nicht auf der Oberfläche stehen; dies ist der Grund, warum die Gazelle-Halbinsel keine größern Wasserläufe und keine Wasseransammlungen in Gestalt von Landseen hat. Nur kleinere Bäche rinnen von den hohen Bergen der Beining-Halbinsel zum Meere, ein kleiner Wasserlauf bildet wol einen Abfluß für manche niedrige, sumpfige Gegenden, und am Strande rieselt hier und da ebenfalls eine schwache Quelle. Im Innern, am Hauptberge Unakokor, entspringen zwar auch mehrere ergiebige Quellen aber ihr Wasser wird schnell von dem porösen Boden der Thäler eingesogen und hat deshalb nirgends einen längern Lauf. Der auf neueren Karten verzeichnete See mit einer Insel in der Mitte existirt nicht; in einem folgenden Abschnitt werde ich den Lesern einen kurzen Bericht geben über die Wanderungen im Innern, die ich zur Aufsuchung dieses fabelhaften Sees unternommen.

Der Unakokor ist eine gewaltige Anhäufung desselben vulkanischen Auswurfsmaterials, ebenso die Mutter, die Südtochter und die Nordtochter, bei den letztern sind aber noch größere und kleinere Lavablöcke eingesprengt, die besonders an den zum Strande abfallenden Wänden vielfach zu Tage treten.

Der vulkanische Ausbruch, der die jetzige Formation der Gazelle-Halbinsel zur Folge hatte, muß nicht nur von großem



Vegetationsbild. S. 48.

Umfang, sondern auch von langer Dauer gewesen sein, um diese ungeheuern Massen ablagern zu können. Der gegen 500 m hohe Unakokor zeigt vom Fuß bis zum Gipfel die gleichen Bestandtheile, und auch an den niedrigern Bergen und Hügeln, im Innern wie an der Küste ist nirgends eine Verschiedenheit wahrzunehmen.

Zwischen der Duke of York-Gruppe und Neu-Britannien liegen zwei kleine von Korallenriffen eingefaßte Inseln, auf den Karten die Credner-Inseln, aber wegen der vielen wilden Tauben, die dort nisten, gewöhnlich die Tauben-Inseln genannt, welche man als zum Neu-Britannien-Archipel gehörend zu bezeichnen pflegt. Sie bestehen aber aus gehobenen Korallenbänken ganz wie die Duke of York-Inseln und besitzen auch noch andere Merkmale, die auf einen nähern Zusammenhang mit diesen hindeuten. Unter anderm finden sich hier eine Eidechsenart und ein Vierfüßler aus der Gattung der Beutelthiere, die beide auf Neu-Britannien nicht vorkommen, dagegen auf den Duke of York-Inseln heimisch sind. Die Credner-Inseln sollten daher richtiger als zur Duke of York-Gruppe gehörend auf den Karten verzeichnet werden.

IV.

Eine Wanderung ins Innere.

Es war schon seit Monaten meine Absicht gewesen, eine Excursion in das Innere der Gazelle-Halbinsel zu unternehmen, und als Ziel hatte ich mir den Berg Unakokor ausersehen. Die Eingeborenen in meiner Nachbarschaft versicherten zwar auf Befragen, sobald ich es wünschte mir als Führer dahin dienen zu wollen, allein ich zog es doch vor, zunächst durch kleinere Streifzüge selbst den besten Weg auszukundschaften. Nun traf es sich wider Erwarten günstig, daß ich mein Vorhaben in Begleitung des Herrn Hernsheim, kaiserl. deutschen Consul in Matupi, und des Agenten der deutschen Handelsfactorei auf Meoko, Herrn Dentzelmann, zur Ausführung bringen konnte. Wir nahmen eine Anzahl meiner zuverlässigen Bouka-Arbeiter mit, die, um für alle Fälle gerüstet zu sein, gut bewaffnet wurden, und als Wegweiser und Dolmetscher meinen alten auf frühern Touren wohlbewährten Freund Tokatte.

An einem schönen Augustmorgen des Jahres 1883 brach unsere kleine Gesellschaft von dem Platz vor meinem Wohnhause auf. In der angenehmen kühlen Morgenluft wurden die ersten Meilen über die weiten Grasebenen zurückgelegt. Als die Sonne höher stieg, erreichten wir den waldreichen District des Häuptlings Tovamut. Wir besuchten diesen in

seiner Hütte, und nachdem er von dem Zweck unserer Wanderung verständigt worden, erbot er sich, uns bis an die Grenze seines Bezirks das Geleit zu geben.



Eingeborener von Raluana.

Nach kurzem Weitermarsch traten wir in den gleichfalls mit Wald bedeckten District Ringeneaverdur ein. Hier war der Weg zum Theil recht beschwerlich. Gefallene Baumstämme versperrten häufig den Pfad, und dorniges Gestrüpp hakte sich

in unsern Kleidern fest. Aber die Waldluft war so erquickend, kein Sonnenstrahl drang durch das volle Laubdach der Bäume, farbenprächtige Schmetterlinge flatterten vor uns her, buntbefiederte Vögel hüpften von Zweig zu Zweig, in den Wipfeln trieben Kakadus und Papagaien ihr lärmendes Wesen — wie hätten wir da nicht die Beschwerlichkeiten des Weges und die kleinen Schwierigkeiten schnell vergessen sollen!

Obgleich kaum einige Meilen vom Strande entfernt, befanden wir uns in Ringeneaverdur bereits auf einem Boden, der bis dahin noch niemals von Weißen betreten wurde. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die Bewohner des Districts, der sehr stark bevölkert ist, beim Anmarsch eines Zuges von drei Weißen mit bewaffnetem Gefolge zu ihren Waffen griffen und sich auf Kriegsfuß setzten. Ich war mit meinem alten Tokatte etwas voraus und wurde plötzlich von einem Trupp Eingeborener angehalten, die über das Woher und Wohin Auskunft von mir begehrten.

Während der nun folgenden Auseinandersetzung kamen von allen Seiten speertragende Männer in drohender Haltung herbei. Doch die beiden Häuptlinge des Districts, Toviviran und Tomakedek, waren uns befreundet; sie beruhigten nicht nur die aufgeregte Menge, sondern erklärten sich auch bereit, uns weiter zu geleiten. Mit ihnen schloß sich eine große Schar ihrer Leute unserm Zuge an, die aber auf meine Verfügung, um nicht zu Mistrauen und Feindseligkeit der Nachbarstämme Anlaß zu geben, alle Waffen, die Speere, Keulen und Musketen, zurücklassen mußten.

An der Grenze von Ringeneaverdur endete die Waldung, und offene Grasfelder, auch hier und da unterbrochen durch Gruppen von Kokospalmen und andern Anpflanzungen der Eingeborenen, dehnten sich meilenweit vor uns aus. Jenseit derselben beginnt der District Malagunen, und da die Eingeborenen nicht gern über die Grenzen ihres heimischen Districts hinausgehen, so verließen uns hier die Leute von Ringenea-

verdur, um in ihre Dorfschaft zurückzukehren. Ihr Häuptling Toviviran begleitete uns jedoch noch weiter.

Jetzt wurde über dem Hochplateau der Gipfel des Unakokor aufsteigend sichtbar und wir konnten bald bemerken, daß wir nicht in gerader Richtung auf den Berg losschritten, sondern in einem weiten Bogen um seinen Fuß herumgingen. Unsere Führer erklärten, es gebe keinen andern Weg; später wendete sich indeß der Pfad nach Südwesten und wir schienen nun direct unserm Ziel entgegenzugehen. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und Mittag war nicht fern. Wir machten daher halt, um unter einem einzeln stehenden breitschattigen Baume das mitgenommene Frühstück zu verzehren. Die Aussicht von diesem Punkte war prächtig. Im Osten zogen sich die Grasfelder bis zu den Gestaden des St.-Georgs-Kanal hinab, im Süden sah man die bewaldeten Hügel des Districts Kadakadai, im Westen ragten die blauen Berge der Beining-Halbinsel in ernster Majestät empor, und tief im Norden über Grasfelder und Waldungen hinweg war der grüne Gipfel der Mutter, leicht von weißen Wölkchen umflort, zu schauen. Während unsers Mahls hockten die Eingeborenen, von denen viele noch nie einen Weißen gesehen hatten, im Kreise umher, bald unsere Personen, bald die Teller, die Messer und Gabeln und die blanken Gläser, worin labendes Flensburger Bier schäumte, zum Gegenstande ihres Staunens und ihrer schweigenden Bewunderung machend.

Nachdem sich die Gesellschaft wieder in Marsch gesetzt, kamen wir an zahlreichen Pflanzungen vorbei, ein Zeichen, daß wir uns einem gut bevölkerten District näherten. Bald sahen wir auch einzelne Eingeborene, die in den Pflanzungen arbeiteten; aber sobald sie unsern Zug gewahrten, nahmen sie trotz aller freundlichen Zurufe Reißaus und verbargen sich im Gebüsch oder im hohen Grase. Damit nicht das ganze Dorf in ähnlichen Schrecken gerathe, ging ich mit Tokatte und dem

Häuptling Toviviran eine kleine Strecke voraus. Auf einem freien Platz vor dem Dorfe trafen wir einige ältere Männer. Diesen erklärte Toviviran, der sowol den an der Küste gebräuchlichen Dialekt, wie auch den ganz davon verschiedenen der Bewohner von Malagunen vollkommen verstand, den Zweck unsers Kommens. Zaghaft hörten sie zu, ohne die langgestielte Axt aus der Hand zu legen. Durch kleine Geschenke von Taback und bunten Glasperlen befestigte ich das Vertrauen meiner neuen Bekannten, aber als nun unser ganzer Zug herankam, kostete es große Mühe, ihre Courage aufrecht zu halten.

Die Neuigkeit von unserer Ankunft verbreitete sich schnell durch das weitläufige Dorf und auf allen Pfaden strömten die Bewohner herbei, um die seltsamen Gäste zu beschauen. Auch die Häuptlinge des Districts, Tovuvul und Topania, gesellten sich zu uns. Dem letztern machten wir in seiner Hütte einen kurzen Besuch. Er ließ uns Arecanüsse und Betelpfeffer reichen, das übliche Zeichen der Freundschaft und des Friedens, wogegen wir ein kleines Geschenk in Taback und Perlen darbrachten. Doch wir durften uns nicht länger aufhalten, wollten wir noch den Unakokor erreichen, der jetzt in nördlicher Richtung vor uns stand.

Anfangs schlängelte sich der Zug auf gewundenen, zu beiden Seiten von stacheligem Gesträuch verengten Pfaden durch dunkles Dickicht. Dann wurde es allmählich lichter, bis wir an den Saum des Waldes gelangten. Von hier überblickt man in weiter Ausdehnung baumloses Grasland, von vielen Thälern durchschnitten, und drüben in Nordnordost winkte uns, kaum noch 3 km entfernt, die waldbewachsene runde Kuppe des Unakokor. Aber ganz unerwartet erklärten nun unsere Führer, sie könnten nicht weiter mitgehen, denn der District Malagunen stehe gerade mit den Bergdörfern auf Kriegsfuß. Vergebens war alles Zureden, und so blieb uns nichts übrig, als nahe vor dem Ziele umzukehren.

Begreiflicherweise etwas verstimmt, weil der eigentliche Zweck der Expedition verfehlt war, wandten wir unsere Schritte heimwärts. Wir konnten uns indeß mit dem Ergebniß trösten, daß wir ein bisher unerforschtes Gebiet durchwandert und dabei zu erfahren Gelegenheit hatten, wie die als ungastlich und streitsüchtig verschrienen Bewohner desselben diesen schlimmen Ruf keineswegs verdienen. In Malagunen traten wir einen Augenblick bei dem Häuptling Tovuvul ein und tauschten auch mit ihm kleine Geschenke aus. Beide Häuptlinge und ein großer Theil der Dorfbewohner begleiteten uns hierauf bis zu dem großen Baum, unter dem wir das Frühstück eingenommen hatten. Bevor die neuen Freunde von uns schieden, gaben wir ihnen noch eine Probe unserer Künste zum besten: sämmtliche 17 Patronen einer Winchester-Magazin-Büchse und alle Patronen eines Revolvers wurden rasch hintereinander gegen einen daliegenden Haufen trockener Baumäste abgeschossen, sodaß die Kugeln krachend und prasselnd in das dürre Holz einschlugen. Die Eingeborenen waren außer sich vor Staunen und mochten wol die Vorstellung mit hinwegnehmen, daß man aus solchen Waffen tagelang ununterbrochen feuern könne.

Auf unserm weitern Rückwege sollte es nicht ohne ein Abenteuer abgehen, das wol gefährlich für uns hätte werden können, jedoch in einer Weise verlief, die ein weiteres Zeugniß ablegte von der Friedfertigkeit und Harmlosigkeit der gefürchteten „Kannibalen“ Neu-Britanniens.

Schon während der letzten Rast war es mir aufgefallen, daß vom District Ningeneaverdur her Eingeborene uns in großer Eile entgegenkamen und ihrem Häuptling Toviviran heimlich etwas zuflüsterten, was diesen sehr besorgt zu machen schien. Jetzt erfuhr ich die Veranlassung. Einem am Strande ansässigen Koprahändler, einem Weißen, war vor einiger Zeit von Burschen aus dem Innern der Insel ein Messer nebst andern Gegenständen gestohlen worden. Er hatte wiederholt ver-

langt, daß ihm die gestohlenen Sachen zurückgebracht, oder falls man sie nicht herbeischaffen könnte, eine angemessene Entschädigung in Dewarra (Muschelgeld) gezahlt werde. Da keins von beiden geschah, sammelte er eine Schar bewaffneter Strandbewohner und zog mit ihr etwa 15 km weit ins Land, um die Befriedigung seines Anspruchs zu erzwingen. Nicht lange nachdem wir, von Toviviran begleitet, Ringeneaverdur verlassen hatten, war er in das Gebiet eingerückt, und die rathlosen Einwohner schickten sofort Boten ab, die ihrem Häuptling entgegeneilen und ihm den feindlichen Einmarsch melden sollten.

Die Lage war keineswegs unbedenklich für uns. Wir waren zwar gut bewaffnet, aber zu gering an Zahl, um einem Massenangriff auf die Dauer standhalten zu können, und wie leicht mochte es geschehen, daß die Eingeborenen sich für die Feindseligkeit eines Weißen an uns zu rächen suchten, in dem Wahne, unsere Excursion stände in Verbindung mit dem Kriegszuge des Koprahändlers. Indem ich mit Toviviran vorauseilte, erlangte ich jedoch die Gewißheit, daß unsere kleine Gesellschaft solchen Besorgnissen sich nicht hinzugeben brauchte, denn der Häuptling sowol wie seine Leute sahen unsere Anwesenheit vielmehr als einen überaus glücklichen Zufall an und baten mich, den kriegslustigen Händler doch zum friedlichen Abzug aus dem District zu bewegen.

Je näher wir dem Dorfe kamen desto größer wurde das Heer der Eingeborenen; aus dem hohen Grase erhoben sich bald hier bald dort bemalte Gestalten, die meisten mit fünf bis sechs langen Speeren bewaffnet, und schlossen sich schweigend der Colonne an, sodaß sie, als wir den Wald betraten, gegen zweihundert Mann zählten. Bei einer weiten Lichtung trafen wir auf die feindliche Schar, die von den Unsrigen rasch umzingelt wurde. Es bedurfte nun keiner langen Ueberredung von meiner Seite, bis sich der Händler dazu verstand, den Rückzug nach dem Strande anzutreten.

Der unblutige Ausgang, den dieser so bedrohlich erschei=
nende Handel nahm, galt mir als ein deutlicher Beweis, daß
die Eingeborenen der Insel nicht von Natur zu Gewaltthätig=
keiten geneigt, sondern eher friedlichen Sinnes sind. Ohne
Zweifel hätten die Bewohner des Districts in ihrem Wald=
dickicht erfolgreichen Widerstand leisten und die Angreifer
zurückschlagen können. Wäre dabei der Händler ums Leben
gekommen, dann hätte man wieder in alle Welt geschrien:
ein Weißer ist von den wilden Kannibalen ermordet worden,
aber der wahre Hergang wäre für immer im Dunkel ge=
blieben.

Wir hatten durch die Rolle, die wir bei dem Vorgang
gespielt, in den Augen der Eingeborenen sehr an Ansehen ge=
wonnen. In der Behausung des Häuptlings Toviviran wur=
den uns außer Arecanüssen und Betelpfeffer auch reife Ba=
nanen und junge, frisch von den Bäumen gebrochene Kokos=
nüsse gebracht. Zuletzt beschenkte der Häuptling jeden von
unserer Gesellschaft mit einem fußlangen Faden Muschelgeld.

Infolge des unvorhergesehenen Zwischenfalls hatten wir
uns stark verspätet und mußten daher nun unsere Schritte
beschleunigen, um noch vor Einbruch der Dunkelheit an den
Strand zu gelangen. In Tavouwille verweilten wir einige
Minuten auf dem freigelegenen Tanzplatze des alten Tovamut,
einen letzten Blick werfend auf das wohlangebaute Bitare=
berreber=Thal mit seinen grünen, bunt eingefaßten Tarro=
feldern, den belaubten Büschen und den Hainen von schlanken
Kokospalmen, aus denen die niedrigen, mit Bambusrohr und
rothblätterigen Dracaenen umfriedigten Grashütten der Ein=
geborenen hervorlugten. Noch ein einstündiger Marsch und
wir waren wieder bei meinem Wohnhause angelangt.

V.

Europäische Colonialpolitik in der Südsee.

Obgleich der Versuch, bis zum Unakokor, dem höchsten Berg der Halbinsel, vorzudringen, das erste mal fehlgeschlagen war, hatte ich doch mein Vorhaben nicht aufgegeben. Ich las in der Zwischenzeit Wilfred Powell's „Wanderings in a wild Country", worin der Verfasser auch seine angeblichen Erlebnisse auf einer misglückten Tour nach dem Unakokor erzählt. Unter andern unglaublichen Dingen behauptet er, aus der Ferne in nordöstlicher Richtung von dem Berge einen Binnensee mit einer Insel in der Mitte gesehen zu haben. Vieles in seinen Berichten schien mir theils sehr übertrieben, theils ganz erfunden, und namentlich was er über die Eingeborenen Neu-Britanniens, über deren Sitten und Gebräuche sagt, meist einer reichbegabten Phantasie entsprungen. Von Quellen am Fuß des Berges hatte ich auch Eingeborene sprechen hören, aber ihre Angaben waren unklar und wenig zuverlässig. Hoffend, diese verschiedenen Probleme vielleicht lösen zu können, unternahm ich denn eine zweite Forschungsexcursion ins Innere.

Mit einer Anzahl meiner Bouka-Insulaner trat ich frühmorgens die Wanderung an. Ich nahm diesmal gleich von Anfang an einen mehr südwestlichen Weg, direct auf den Berg zu. Nach dieser Richtung hatte ich schon oft nähere und

weitere Ausflüge zu Fuß wie zu Pferde gemacht und dabei gefunden, daß es äußerst schwierig ist, durch die steilen Thäler und auf den dornigen Waldpfaden zu Pferde vorzudringen. Die Bewohner dieses Districts kannten mich; sie kamen häufig zu mir an den Strand, um ihre Producte zu verkaufen, und ich besuchte sie bisweilen in ihren Dörfern und Hütten. Ueberall wurde ich daher von Männern, Weibern und Kindern freundlich angerufen und nach dem Wohin des Weges befragt. Wie anders war es, als ich vor etwa einem Jahre zum ersten mal diese Inlanddörfer betrat! Damals erregte mein Erscheinen Mistrauen, Furcht und Schrecken, Weiber und Kinder flohen bei meiner Annäherung, als wäre ich ein fabelhaftes Ungeheuer. Jetzt riefen mir die Weiber und Mädchen in den Pflanzungen Grüße und Scherzworte zu, die Kinder kamen herbeigelaufen, von ihren Müttern abgeschickt, um etwas Taback für sie zu erbetteln, und von den Männern schloß sich mancher meinem Zuge an, wohl wissend, daß ihm ein Stückchen Taback als Lohn für treue Heeresfolge sicher sei.

Der Weg stieg allmählich bis zum Hochplateau empor, bald über grasbewachsene Strecken, bald durch Busch und Wald, meistens aber zwischen Tarro- und Bananenfeldern hin. Jedes Feld war von wohlriechenden Kräutern mit tiefrothen oder goldgelben oder gesprenkelten Blättern umhegt, sodaß die Flur wie ein anmuthiger Garten aussah. An einzelnen Stellen bemerkte ich, daß die Eingeborenen schon Pflanzen cultivirten, die ich erst ein Jahr vorher aus Samoa importirt hatte, so ein rothlaubiges Kraut, das sich als Einfassung sehr zierlich ausnimmt, besonders aber Baumwolle, wie ich sie in der Pflanzung am Strande erbaue.

Ueber den District Nanuk, die Residenz des Häuptlings Tonotnoram, war ich auf meinen frühern Streifzügen nicht hinausgekommen. Das Dorf liegt, wie alle Dörfer der Halbinsel, in einer bewaldeten Gegend. Als ich mich dem Orte näherte, hörte ich schon von weitem ein schallendes Gejohle,

und auf Befragen sagte man mir, die Duk=Duk=Leute übten sich Gesänge und Tänze ein; sie benutzten diesen Tag, da die Weiber nicht zu Hause, sondern am frühen Morgen zum Markt nach den Dorfschaften am Fuß des Unakokor gegangen wären. Letzteres interessirte mich insofern, als ich daraus entnehmen konnte, daß die Stämme und Districte zur Zeit in Frieden miteinander lebten und ich also von dieser Seite kein Hinderniß für mein weiteres Vordringen zu besorgen hatte. Das Wetter war nicht sonderlich schön, ein leichter Regen fiel fast unaufhörlich und machte das Gehen auf dem nassen Grasboden recht unangenehm, aber wenn zeitweilig der Himmel sich erheiterte, genoß ich eine herrliche Fernsicht. Hinter Avavur, dem auf Nanuk folgenden District, dem Wohnsitz des Häuptlings Toroget, verweilte ich auf einem etwas erhöhten Punkte des Hochplateaus. Da lag die Nordküste der Gazelle=Halbinsel von Kininigunan bis zum Cap Gazelle wie eine Landkarte vor mir ausgebreitet. Fern im Nordosten schauen die beiden Taubeninseln und noch ferner die niedrigen Inseln der Duke of York=Gruppe bläulich schimmernd auf der weiten Meeresfläche, und den Horizont begrenzten die hohen imposanten Berge Neu=Irlands. Wandte ich den Blick wieder landeinwärts, so sah ich vor mir den Gipfel des Unakokor scharf über die ihn umgebenden bewaldeten Hügel emporragen. Zu meiner Rechten hatte ich grüne Laubwälder; hier und da über deren Wipfel aufsteigender Rauch verrieth, daß sie in ihrem Schatten mehrere Dörfer bargen. Dahinter, noch mehr nach rechts, senkte sich ein weites Grasplateau zur Westküste der Blanche=Bay herab, und in der Ferne schimmerte das spiegelklare Meer. Links von mir überschaute ich die mir von meinem frühern Streifzug her bekannte Gegend.

Den Weg wieder fortsetzend, an Tarrofeldern und Pflanzungen vorüber, holte ich die Weiber aus Nanuk ein, die, mit vollgepackten Körben beladen, aus denen auch die Köpfchen junger Sprößlinge der Familie neugierig herausguckten, in langer

Reihe den Marktdörfchen im Innern zuschritten. Einige der Männer begleiteten, wahrscheinlich als Sicherheitswächter, die Karavane. Bei ihnen erkundigte ich mich, wo man zu dem großen See komme. Sie sagten, das große Wasser Kabaira sei am Fuß des Unakokor, aber sie nannten auch noch andere Namen, sodaß ich glauben mußte, es gebe dort eine ganze Anzahl Seen. Als den nächsten bezeichneten sie den Tavanabarur oder Taimabrut, indem sie mir die Richtung andeuteten, die zu demselben hinführt. Ich beschloß sogleich ihn aufzusuchen, und wir mußten deshalb vom directen Wege nach dem Berge ostwärts ablenken. Eine geraume Zeit hatten wir noch über Grasland und durch Waldungen zu wandern, bis wir zu einem hügeligen, von steilen Thälern durchschnittenen Terrain gelangten. Das Auf- und Absteigen auf den vom Regen sehr schlüpfrig gewordenen Pfaden war hier äußerst anstrengend, aber alle Strapazen vergaß ich bei dem Gedanken, daß die Entdeckung nicht blos eines Sees, den Mr. Powell aus der Ferne gesehen haben will, sondern eines ganzen Seensystems, von dem bisjetzt noch kein Besucher der Insel nur eine Ahnung gehabt, der Erfolg meiner Anstrengungen sein werde. Am Rande einer bewaldeten Schlucht blieb mein Führer stehen und sagte, dort unten kämen wir zu dem See, den ich suchte. Welche Freude! Erwartungsvoll kletterte ich an dem steilen Abhang herab. Unten im Thal ging es sich fast noch schlechter; der Boden war feucht und morastig und der Pfad, wie es schien, sehr wenig betreten. Endlich kamen wir an eine enge Grotte, auf drei Seiten von senkrechten Wänden eingeschlossen; aus der mittlern quoll etwa 10 m über dem Boden ein zolldicker Wasserstrahl aus dem Moos hervor und fiel in ein Bassin von 8—10 m im Durchmesser und etwa 1 m Tiefe. Dies war der „See". Ich fand das Wasser so kühl und erfrischend, wie ich es noch nie in einem tropischen Klima getrunken, aber die Enttäuschung war doch groß.

Mein tief gesunkener Muth belebte sich wieder etwas, als daherkommende Eingeborene uns mittheilten, wenn wir den Weg nach Osten weitergingen, kämen wir an das große Wasser Kabaira. Da Kabaira auch der Name des Districts ist, der an den Ufern von Port Weber liegt, war ich im Zweifel, ob die Eingeborenen mich recht verstanden hätten und mit dem großen Wasser Port Weber meinten. Es ergab sich jedoch, daß die beiden Namen wirklich gleichlautend sind; auch war ja die Richtung, in der wir weiter gehen sollten, gerade die entgegengesetzte von der nach Port Weber. Unser Weg führte zunächst an zwei andern unbedeutenden Quellen vorüber, Kuloko und Nanorro genannt, und wurde dann fast ganz ungangbar. Vor mir her schritten gegen 20 Eingeborene, die das mehr als 5 m hohe rohrartige Gras niedertraten und auseinanderbogen, um einen Pfad für mich zu bahnen. Schweigend bewegte sich der Zug fort, denn wir befanden uns hier auf der Abhe marr, das heißt auf einem zwischen zwei feindlichen Nachbarstämmen gelegenen unbewohnten Gebiet, wo sich die Krieger bisweilen in den Hinterhalt legen und ihre sorglos vorbeipassirenden Feinde überfallen und tödten. Jenseit dieses Gebiets traten wir in ein schattiges Thal, und bald darauf stand ich an einem Teich von mäßigem Umfang — es war das große Wasser Kabaira. Eine aus der Thalwand hervorrieselnde Quelle ist der Ursprung dieser Wasseransammlung. Unweit davon wurden mir noch zwei kleinere Quellen gezeigt, Namens Tavalobbo und Tabakut, deren Wasser ebenfalls in den Teich fließt. Der Ausfluß aus demselben ist ein etwa $^1/_2$ m breiter und ebenso tiefer Bach, der sich etwa $^1/_2$ km thalabwärts fortschlängelt, bis er allmählich von dem porösen vulkanischen Boden aufgesogen wird.

Damit war die Erforschung der „Seen“ beendigt, und ich wollte nun so schnell als möglich den Unakokor erreichen. Dies war aber keine so leichte Aufgabe, wie ich nur zu bald gewahrte. Denn auf dem höchsten Kamm einer Hügelkette in



Hütte der Eingeborenen. S. 63.

dem Dorfe Unalaub angekommen, sah ich, daß zu meinen Füßen sich ein von steilen Wänden eingeschlossenes tiefes Thal erstreckte, daß am Ende desselben ein jäh ansteigender Hügel, von den Eingeborenen Tabunne genannt, zu passiren, und daß dieser durch ein zweites tiefes Thal vom Unakokor getrennt ist. Ich verwünschte die Eingeborenen, die mir so weite Wege gezeigt, und Mr. Powell, der in seinem Buche so arg aufgeschnitten. Freilich hatte ich mir dadurch die Gewißheit verschafft, daß weder der von ihm gesehene See, noch überhaupt ein See hier existirt. Ich war fest überzeugt, alles was an Wasser und an Quellen in dieser Gegend vorhanden ist, gesehen zu haben. Die Eingeborenen behaupteten jedoch, es gebe sieben verschiedene Quellen; sechs hatte ich gesehen, und um nichts zu unterlassen, ließ ich mich zu der siebenten, Manamorop genannt, führen; sie entspringt in einem Thal bei dem Dorfe Beretava und ist ebenso unbedeutend wie die übrigen sechs.

In Beretava hatten die Marktweiber unsere Ankunft bereits angekündigt. Viele von den Bewohnern des Dorfes kamen mir mit Betelnüssen und andern Geschenken entgegen, und ihr Häuptling Tomatalan ließ mich einladen, ihn in seiner Hütte zu besuchen, welche Einladung ich gern annahm, sowol um mich mit den Bergbewohnern auf freundschaftlichen Fuß zu setzen, als auch um ein wenig auszuruhen, denn die Ermüdung durch einen sechsstündigen anstrengenden Marsch begann sich bei mir fühlbar zu machen. Ich fand den Häuptling, der hochbetagt und seit langen Jahren erblindet ist, vor seinem Dewarra-Hause, dem Schatzhaus, worin die Muschelgeldrollen aufbewahrt werden, auf einer Kokosmatte sitzend. Er drückte seine Freude darüber aus, daß jetzt ein weißer Mann seine Hütte besuche; er selber habe nie einen weißen Mann gesehen; sein Sohn habe vor einigen Jahren die weißen Männer am Strande gesehen; aber sein Sohn sei jetzt todt und könne den weißen Mann nicht sehen, der die Hütte seines Vaters besucht. Hier folgte ein dumpfes Klage-

geheul um den verlorenen Sohn, in das auch die anwesenden Weiber mit einstimmten. Auf dem Platze vor der Hütte war mir ein unter einem Dach auf Bambusstäben stehendes Kanoe, bunt bemalt und mit Laubgewinden geschmückt, aufgefallen; es war der Sarg und zugleich das Grabmal für den betrauerten Häuptlingssohn. Glücklicherweise dauerte das unheimliche Klagegeheul nicht lange. Nachdem es verstummt, ermahnte der alte Häuptling die anwesenden Dorfbewohner, uns freundlich aufzunehmen und uns Betel- und Kokosnüsse zu bringen, so viel wir haben wollten. Das war ganz nach dem Geschmack meiner Bouka-Leute, die auch reichlich davon Gebrauch machten, während ich meinen von Hause mitgenommenen Lebensmitteln den Vorzug gab. Ich erkundigte mich hier nochmals nach dem See mit einer Insel in der Mitte, aber auch der alte Tomatalan erklärte, nachdem mein Begleiter ihm mitgetheilt wo ich gewesen, ich hätte schon alles Wasser gesehen, das in der ganzen Gegend zu finden sei; weiter gebe es keins.

Der Weg von Beretava bis zum Gipfel des Unakokor ist nicht sehr weit, aber recht beschwerlich; er führt fortwährend bergauf, bergab, bald durch Dickicht und Gestrüpp, bald über offenes Grasland. Zahlreiche Dörfer am Fuß wie an den Abhängen des Berges bezeugen, daß die Gegend stark bevölkert sein muß. Ueberall, wohin ich kam, strömten Eingeborene in Masse zusammen, um den weißen Mann zu sehen; viele kannten meinen Namen, den ich häufig nennen hörte. War ein Häuptling mit dabei, so mußte die unvermeidliche Begrüßungsceremonie durchgemacht werden, bevor ich weiter ziehen konnte.

Die Kuppe des Unakokor ist so dicht mit Wald bewachsen, daß mir leider die Fernsicht von oben versagt war. An einigen Stellen hatte ich wol einen schmalen Durchblick auf die schimmernde Wasserfläche von Port Weber und den St.-Georgs-Kanal, aber eine umfassende freie Rundschau über die Halbinsel, wie ich sie erwartet hatte, bot sich mir nirgends.

Auf dem höchsten Punkte des Berges hielt ich eine kurze Rast. Ich schnitt meinen Namen in die Rinde eines Baumes ein und trat dann den Rückweg an. Die Bewohner der verschiedenen Dörfer gaben uns auf eine lange Strecke das Geleit, und die Häuptlinge schieden von mir mit der Bitte, ich möchte recht bald wieder einmal zu ihnen heraufkommen.

Seitdem habe ich die Dorfschaften am Unakokor noch mehrmals besucht und mich mit ihren Bewohnern näher bekannt gemacht. Auch bis zu den Dörfern an der Südseite des Berges hatte ich schon meine Excursionen ausgedehnt. Auf dem Gipfel des Unakokor war mir einmal ein tief unten liegendes waldreiches Thal gezeigt worden, das sich zwischen zwei Dörfern hinzieht, Kalile und Weiriki. Dorthin beschloß ich einen Ausflug zu machen, und da ich die weite Tour in einem Tage zurücklegen wollte, stieg ich eines Morgens früh auf mein Pferd. Den Weg ins Innere am Ostabhang des Berges hin bis zu dem Dorfe Malagunen kannte ich schon; von Malagunen nahm ich mir der Gegend kundige Wegweiser mit. Das Terrain ist reich bewaldet, doch sind die Bäume nicht so stark, auch steht das Unterholz nicht so dicht wie in den niedern Regionen. Ich fand hier mehrere Farrnkräuter und andere Pflanzen, die mir sonst nirgends auf der Insel vorgekommen. Kleine Wasserläufe plätscherten süd- und südostwärts zu Thal. An einigen Punkten, wo durch eine Lichtung des Waldes der Unakokor sichtbar wurde, konnte ich eine Observation machen, und die letzte ergab, daß ich den Berg im Westen lassend mich bereits mehrere englische Meilen südlich von ihm befand. Von Malagunen aus führt nur ein enger, sehr schwach betretener Pfad weiter; kein Mensch begegnete uns, keine Pflanzung war zu sehen. Meine Wegweiser erzählten mir von den Dörflern im Innern, sie ständen mit den Umwohnern des Unakokor und den Stämmen im Westen und Süden auf feindlichem Fuß, mit den Bewohnern von Malagunen aber und ihren östlichen Nachbarn lebten sie

in Frieden; ihre Weiber seien im Schleudern der Steine ebenso gewandt wie die Männer; es gebe bei ihnen große Zauberer, und mehr dergleichen. Erst nach einem Marsch von vier englischen Meilen trafen wir wieder auf Pflanzungen, aber nur schüchtern nahten sich uns einzelne Eingeborene, nachdem meine Begleiter ihnen durch allerhand Zurufe Muth gemacht hatten. Nun stiegen wir auf steilem Pfade ins Thal hinab. Unten mußte ich eine Strecke weit in einem mit Wasser gefüllten Flußbett reiten und dann wieder auf der andern Seite einen ebenso steilen Pfad mit meinem Pferde hinaufklimmen. Doch ward ich für meine Mühe und Anstrengung reichlich belohnt. Ich befand mich auf dem Kamm eines Ausläufers des Unakokor, ziemlich im Centrum der Gazelle-Halbinsel. Im Südosten konnte ich den St.-Georgs-Kanal und die Berge von Neu-Irland, im Südwesten die Spacious Bay an der Westküste von Neu-Britannien überschauen. Die hohe Bergkette, die von Cap Lambert aus südöstlich streicht, flacht sich nach Süden zu einer rundkuppigen, waldbedeckten und von tiefen Thälern durchfurchten Hügelreihe ab. Das Thal, durch das wir heraufgekommen, bildet einen tiefen Einschnitt zwischen den beiden Dorfschaften Kalile und Weiriki; der Fluß unten auf der Thalsohle, den ich durchritten, setzt seinen Lauf nach Süden fort und mündet wahrscheinlich in der Spacious Bay.

In dem großen Dorfe Weiriki angekommen, stieg ich vom Pferde, und sofort beeiferten sich die umstehenden Dörfler, mir sowol wie meinem Pferde Betelnüsse als Friedens- und Freundschaftsgruß vorzulegen. Währenddem sammelte sich ein immer größerer Kreis um uns an, Männer, Weiber und Kinder, aber alle waren offenbar unschlüssig, wem von uns beiden sie ihre Aufmerksamkeit in erster Reihe zuwenden sollten; doch schien dieselbe von dem Pferde am meisten gefesselt zu werden. Uebrigens sah ich, daß mein Name auch hier schon bekannt war; denn wenn sich manche noch furchtsam zurückhielten, riefen ihnen die andern zu, sie möchten nur ruhig

näher kommen: Parkinson und das große Thier sind da! Nach dem, was ich von den Weiriki-Leuten erkundete, ist das Land südlich von ihrer Dorfschaft nur schwach bevölkert; fern im Süden liegt der District Marawot, dessen Bewohner keinen Duk-Duk haben und sehr wild und kampflustig sind. Dabei fiel mir ein, daß letzteres mir über die Weiriki-Leute selbst von meinen Wegweisern gesagt worden, deren Aussage sich allerdings insofern bestätigte, als ich viele Weiber hier sah, die eine Schleuder und Steine bei sich trugen. Eine Gabe Taback bewog diese Amazonen, mir Proben ihrer Geschicklichkeit abzulegen, und ich muß gestehen, daß sie an Sicherheit und Schnelligkeit im Schleudern manche Strandbewohner übertreffen.

An den Meeresstrand zu den weißen Händlern kommen diese Gebirgsdörfler nie; den Genuß von Taback haben sie aber auch schon kennen gelernt durch Eingeborene anderer Dörfer, von welchen ihnen der Bedarf an Taback nicht nur, sondern auch an Perlen, Pfeifen und Flinten gegen Zahlung von Dewarra zugeführt wird; Flinten erhielten sie indeß bisher nur in sehr geringer Zahl. Eine auffallende Erscheinung war mir, daß so viele von den Bewohnern des Dorfs einen Kropf hatten. Vereinzelt sah ich Kröpfe schon in den Dorfschaften am Unakokor, hier aber kamen sie so häufig vor, daß ich annehmen kann, der vierte Theil der Bevölkerung ist mit ausgebildeten Kröpfen oder Ansätzen dazu behaftet. Kokospalmen standen in Menge um die Dorfhütten, aber ihre Kronen waren gelblich und sie trugen sehr wenige und, obgleich ich die Milch davon süß und wohlschmeckend fand, sehr kleine Nüsse; demnach scheint der sonst in Neu-Britannien so ertragreiche Baum hier die äußerste Grenze seiner Ertragsfähigkeit zu haben. Für Koprahändler werden daher diese Bergdörfer auch in Zukunft wenig in Betracht kommen, desto mehr aber für den zukünftigen Pflanzer, der hier wie in keiner andern Gegend Neu-Britanniens geeigneten Boden und günstiges Klima für Kaffeepflanzungen antrifft. Wenn erst die Furcht geschwunden

sein wird, die bisher den weißen Ansiedler abhielt, sich im Innern der Gazelle-Halbinsel niederzulassen, dann dürfte auch dieser Theil der Insel in kurzer Zeit der Cultur eröffnet werden.

Die Besitzergreifung seitens der deutschen Reichsregierung von einzelnen kleinen Landstrecken in Neu-Britannien wird zur Erschließung der Insel wenig oder gar nichts beitragen. Soll das fruchtbare und ertragsfähige Land cultivirt und ausgebeutet werden, so muß man zunächst die ganze Inselgruppe als Reichscolonie erklären. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist der geeignetste hierzu, denn die dort ansässigen Weißen sind nicht sehr zahlreich und die von ihnen angekauften Ländereien nicht von großer Ausdehnung. Die Reichsregierung könnte jetzt noch ohne große Kosten die Rechtmäßigkeit des Besitzes prüfen und zugleich Verordnungen und Gesetze erlassen, welche von nun an den Ankauf von Land der speciellen Aufsicht des in Neu-Britannien wohnenden deutschen Reichsbeamten unterstellen. Das würde sowol für Ansiedler wie für die Eingeborenen von großem Nutzen sein. Den erstern würde sie das erworbene Eigenthum sichern, den letztern aber gegen Uebervortheilung schützen. Läßt jedoch die Reichsregierung die Zeit unbenutzt verstreichen, so werden sich die Schwierigkeiten von Jahr zu Jahr mehren und dann Zustände eintreten, wie z. B. in Fidschi, wo jahrelange Arbeiten und Untersuchungen erforderlich waren, um über die Gültigkeit von Landansprüchen zu entscheiden, oder wie in Samoa, wo jetzt Deutsche, Amerikaner, Engländer, Franzosen und Eingeborene sich den Besitz einzelner Landstrecken streitig machen und im Grunde keiner sicher ist, ob das Stück Land, das er für baares Geld oder für Waaren im entsprechenden Werth erworben hat, auch wirklich als sein Eigenthum anerkannt wird. Bisher haben nur die in Neu-Britannien ansässigen drei Firmen, die Agentur der Deutschen Handelsgesellschaft zu Meoko, die Firma Hernsheim u. Comp. in Matupi und die Ralum-Pflanzung, größere und kleinere Ländereien daselbst er-

worben, und streitige Ansprüche ließen sich, wenn das Reich die Inselgruppe endgültig in Besitz nimmt, noch leicht entscheiden, weil Käufer und Verkäufer noch am Platze sind. Fast scheint es, als ob die vor Jahren verunglückte Schwindelcolonie des Marquis de Rays die alten Projecte neuerdings wieder aufzunehmen versuche und diesmal ihr Augenmerk auch auf Neu-Britannien gerichtet habe. Die Zufuhr von Colonisten solchen Schlages müßte unfehlbar zu schlimmen Verwickelungen führen, und vor allen Dingen würde das gute Einvernehmen, das sich allmählich zwischen Ansiedlern und Eingeborenen angebahnt hat, schwer gefährdet werden. Rechtzeitiges Einschreiten der Reichsregierung wäre das einzige Mittel, das solchen Misständen vorzubeugen und aus Neu-Britannien ein ertragsreiches Feld für Handel und Anbau zu machen vermöchte.*

Die Colonialpolitik der Deutschen Reichsregierung in der Südsee, die namentlich von England und den Australischen Colonien mit so schelen Augen angesehen wird, ist, wenn man die erworbenen Inselgruppen und den nordöstlichen Theil von Neuguinea genauer betrachtet, in Wahrheit eine recht bescheidene zu nennen. Nicht nur, daß diese Erwerbungen im Verhältniß zu den von England in letzter Zeit dort in Besitz genommenen Gebieten nicht von erheblichem Umfange sind, die meisten haben auch geringe commerzielle Bedeutung. Die Nordküste Neu-Guineas ist in dieser Hinsicht beinahe werthlos; an Ausfuhrproducten liefert sie, vor der Hand wenigstens, nur ganz unbedeutende Quantitäten, und zur Anlage von Pflanzungen bietet sie kein sonderlich günstiges Terrain. Dafür spricht, daß ungeachtet der Friedfertigkeit der Eingeborenen niemals eine Handelsfactorei daselbst gegründet wurde, und daß selbst die Händler, die doch auf allen Punkten in der Südsee, wo etwas zu profitiren ist, sich niederließen, die Nordküste Neu-Guineas bisher gemieden haben. Der einzige Weiße,

* Bekanntlich sind inzwischen diese Inselgruppen unter deutsches Protectorat gestellt worden.

der längere Zeit dort verweilte, war der Naturforscher Baron Miklucho-Maclay, welcher, soviel ich mich erinnere, 13 Monate an der Astrolabe-Bucht sich aufgehalten hat. Neu-Britannien und Neu-Irland sind von weit größerm Belang für den Handel; obgleich sie erst zum kleinern Theil erschlossen, werden jährlich schon mehrere tausend Tonnen Kopra von da ausgeführt, und der Ertrag steigert sich von Jahr zu Jahr. Trotz alledem hat die Reichsregierung aber, wie es scheint, das Hauptgewicht auf Neu-Guinea gelegt.

Andere Inselgruppen der Südsee scheinen von den annectirungslustigen Staaten Europas ganz übersehen zu sein. Während Neu-Guinea, Neu-Britannien und Neu-Irland auch von der englischen Regierung als wünschenswerthe Besitzungen erkannt worden und die Neu-Hebriden von verschiedenen Interessenten, namentlich von Frankreich, zum Eigenthum begehrt sind, hat man nicht gehört, daß eine von diesen Staaten den Salomon-Archipel besonders ins Auge gefaßt hätte. Und doch ist diese Gruppe, aus sieben großen und vielen kleinern Inseln bestehend, eine der werthvollsten in der Südsee. Sie liegt auf dem directen Seewege von Australien nach Japan und China und bietet vortreffliche Häfen und Ankerplätze. Der Boden ist äußerst fruchtbar; ansehnliche Flüsse strömen von den Bergen im Innern der großen Inseln zum Meere. Die Bewohner sind zwar noch wilde Kannibalen, aber einige dort stationirte europäische Kriegsschiffe würden weißen Ansiedlern ausreichenden Schutz gewähren. Das Klima ist nicht ungesünder als das in Neu-Britannien, entschieden aber weit besser als das Klima der Nordküste Neu-Guineas, ja einzelne Inseln haben für die Niederlassungen Weißer ganz ausnahmsweise günstige klimatische Bedingungen.

---

* Ueber diese Inseln ist in jüngster Zeit eine Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England erfolgt.

VI.

Fehden der Eingeborenen.

Die freien Grasfelder, die in weiter Ausdehnung mein Wohnhaus umgeben, bieten wenig Gelegenheit zur Jagd. Ich wollte mir wieder einmal das Vergnügen machen, im Walde auf wilde Tauben zu jagen, und war an einem schönen Junimorgen, nur von einem meiner Bouka-Insulaner als Flintenträger begleitet, dem bewaldeten Innern zugeschritten. Etwa 9 km von der Küste beginnt das besonders waldreiche Gebiet von Tavouwille, das ich mir zum Jagdrevier ausersehen hatte. Ich sprach bei dem Häuptling desselben vor, meinem alten Freunde Tovamut, und ersuchte ihn, mir einige von seinen Leuten als Wegweiser auf den verschlungenen Waldpfaden mitzugeben. Doch freundlichst boten der Alte selbst und sein Sohn sich zur Begleitung an. Sie führten mich tief ins Dickicht, wo unter alten Wipfeln Scharen von wilden Tauben girrten, sodaß ich meine Jagdlust vollauf befriedigen konnte. Schuß auf Schuß knallte durch den stillen Wald. Meine beiden Begleiter waren unerschöpflich in Lobsprüchen auf mein Gewehr, dem allein, nicht der Geschicklichkeit des Schützen, sie die wunderbar vielen Treffer zuschrieben. Der Tag war herrlich; ein sanfter Wind bewegte die hohen Laubkronen gerade stark genug, um mir Kühlung zuzuwehen; die bunten Blüten der Lianen und der Sträucher des Unterholzes hauchten wür-

zigen Duft; wohlschmeckende Früchte verschiedener Art luden zum Genuß ein, so z. B. die Frucht der Eugenia malaccensis, von den Eingeborenen Taggier genannt, die im Geschmack mit unserm Apfel viel Aehnlichkeit hat; Kakadus, Papagaien und kleinere buntgefiederte Vögel belebten die Einsamkeit des Waldes; genug, es war selbst für ein tropisches Klima ein äußerst angenehmer, milder Tag.

Ich hatte nach und nach meine Patronen verschossen und wandte mich nun zum Rückweg. Jetzt bemerkte ich erst, daß die Gegend, in der wir uns befanden, mir völlig fremd war; allein hätte ich mich unmöglich aus diesem Labyrinth wieder herausfinden können. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir von fernher dumpfen Trommelwirbel vernahmen. Der alte Tovamut lauschte gespannt einige Secunden, dann erklärte er mir, das gehörte Trommelsignal bedeute bei seinem Stamme „Wineru", d. h. Streit oder Krieg, und er wie sein Sohn begannen zugleich nach der Richtung hinzulaufen, von woher es erschallte. Es blieb mir nichts übrig als ihnen zu folgen. Nach beinahe halbstündigem Eilmarsch durch Dick und Dünn, über Lichtungen, an verlassenen Hütten vorüber, zwischen Gestrüpp und dornigem Unterholz, das sichtbare Marken in meinen Kleidern zurückließ, gelangten wir auf einen umzäunten Platz, auf dem mehrere Hütten standen und wo ein Eingeborener im Schweiße seines Angesichts die Holztrommel bearbeitete.

Etwa hundert Männer, junge und alte, waren hier bereits versammelt und fortwährend kam noch Verstärkung an. Daß sie sich zu einem kriegerischen Streifzug vorbereiteten, daran blieb mir kein Zweifel. Alle waren bewaffnet; einige wenige mit Musketen, die andern mit langgestielten Aexten, Speeren und Keulen. Ein Theil war eben dabei, sich mit Kalk, rother Erde und Ruß verschiedenfarbige Streifen und Punkte ins Gesicht und auf den Körper zu malen. Unter einem mächtigen Brotfruchtbaum hockte ein Kreis älterer Männer, wie es

schien in eifriger Berathung begriffen. Zu ihnen gesellte sich der alte Tovamut, und auch mir wurde ein Platz in dem Kreise eingeräumt. Nach kurzer Begrüßung und Darreichung von Betelnüssen wurde die Berathung lebhaft fortgesetzt. Tovamut ist der vornehmste Häuptling des ganzen Districts und führt als solcher den Titel Angala, d. h. der Große; nächst ihm nahmen die Ruluai, Häuptlinge, denen die Anführung im Kriege zukommt, die hervorragendste Stellung ein; etwas tiefer im Range stehen die Häupter der Familie, die Howianna.

Die Berathung war zu Ende und die Versammlung erhob sich. Jüngere Krieger, bereits in voller Kriegsbemalung und mit weißen Federbüschen auf dem Kopfe, bemalten ihren Häuptling mit weißen und rothen Streifen. Hierauf wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Was konnte ich thun als mich dem Zuge anschließen? Doch war meine Situation durchaus keine angenehme. Von den Reden in der Rathsversammlung hatte ich nicht so viel verstanden, um zu wissen, um was es sich eigentlich handelte; aber ich wußte, daß oft der geringfügigste Anlaß genügt, einen Stamm gegen einen andern zu den Waffen zu rufen, daß der ganze Handel zwar gewöhnlich durch Zahlung einiger Faden Dewarra (Muschelgeld) ausgeglichen wird, aber auch nicht selten Weiber oder wehrlose Männer, die dem Feinde in die Hände fallen, ohne Gnade getödtet werden. Derartige Grausamkeiten zu verhindern oder mit Aussicht auf Erfolg als Vermittler aufzutreten, wäre ich diesmal ganz außer Stande gewesen, da ich nur einen von meinen Bouka-Insulanern und blos noch drei Schrotpatronen bei mir hatte.

Die große Eile, mit der wir vorwärts zogen, beruhigte mich indeß ein wenig; ich kannte die Taktik der Eingeborenen, die, wenn irgendeine Gefahr droht, langsam und vorsichtig dahinschreiten. Ich arbeitete mich allmählich, meine Vordermänner durch freundliche Rippenstöße mit dem Flintenkolben

beiseite schiebend, zum Zweiten in der langen Reihe vor. Der an der Spitze marschirende Ruluai war ein baumlanger Kerl mit einer Muskete bewaffnet. Er schien ein gewaltiger Krieger zu sein und trieb durch den fortwährenden Ruf: „Na bombom alut, Tarei!“ (Kommt schnell, Männer!) die Mannschaft zu immer schnellerm Laufschritt an. So hatten wir etwa 3 km zurückgelegt, als bei einem aus mehrern Hütten bestehenden Gehöft halt gemacht wurde. Dies schien unser Ziel zu sein, denn meine bemalten Kriegskameraden durchbrachen im Nu die Umzäunung von Bambusrohr, drangen in die Hütten und holten sich aus denselben einige werthlose Gegenstände als Beute. Hierauf wurden die leeren Grashütten verbrannt und auch die in ihrer Umgebung angepflanzten buntblätterigen Ziersträucher und Drachenbäume ausgerissen oder abgehauen. Nach dieser Heldenthat lagerte sich die tapfere Schar gruppenweis auf dem verwüsteten Platze.

Ich war herzlich froh, daß die Sache keinen schlimmern Verlauf genommen. Die Bewohner des Gehöfts schienen bei Zeiten gewarnt worden zu sein und hielten sich wahrscheinlich in der Nähe versteckt. Ihre bewegliche Habe hatten sie gerettet, die Einäscherung der leicht wieder herzustellenden Hütten aber war kein großes Unglück.

Die Krieger marschirten nun heimwärts. Vor der Behausung Tovamut's wurden sie mit jungen Kokosnüssen regalirt, während an die Ruluai und Howianna ein Körbchen voll Dewarra vertheilt wurde. Auch ich erhielt zwei Faden davon als Lohn für geleistete Kriegshülfe.

Erst mehrere Monate nachher, als ich mit der Sprache der Eingeborenen vertrauter geworden, erfuhr ich durch Zufall die Veranlassung zu diesem Kriegszuge. Auf einer Jagdpartie in dem Walde hinter Kininigunan führte mich der Weg zu einem Gehöft, das mir wegen der Neuheit seiner Hütten wie seiner Umzäunung auffiel. Die Oertlichkeit kam mir bekannt vor, und bald entsann ich mich, daß sie der Schauplatz des oben

geschilderten Ereignisses gewesen. Durch die Umzäunung eintretend, ward ich von dem Oberhaupt der Familie, einem ältlichen Manne, freundlich empfangen, und auf meine Frage nach der Veranlassung, welche die Zerstörung seines Gehöfts zur Folge gehabt, erzählte er mir: Seine Enkelin war von einem jungen Mann aus der Familie Tovamut's für zwanzig Faden Dewarra gekauft worden und dann als Frau in dessen Gehöft mit eingezogen. Schon sehr bald aber gefiel es dem Herrn Gemahl, seine junge Gattin zu prügeln. Die darüber aufgebrachte bessere Hälfte entwischte ihrem Peiniger und begab sich wieder in die Wohnung ihrer Aeltern. Als nun der Mann sein Eigenthum zurückforderte, verweigerten die Aeltern sowol die Auslieferung der Tochter als auch die Wiedererstattung des empfangenen Kaufpreises. Darauf berief der Geschädigte seine Verwandten und Freunde zusammen, und diese beschlossen, die Familie dafür zu bestrafen. In welcher Weise der Beschluß ausgeführt worden, habe ich oben erzählt. Es war der Familie bekannt, daß ich an der Zerstörungsexpedition theilgenommen, das beeinträchtigte aber nicht ihr freundliches Benehmen gegen mich. Auf meinen Wunsch wurde mir die entflohene Schöne vorgestellt. Sie war erst etwa 14 Jahre alt, und für eine Eingeborene Neu-Britanniens von nicht übler Gesichtsbildung. Ich fragte sie scherzweise, ob es ihr nicht leid thue, ihren Mann verlassen zu haben, erhielt aber zur Antwort, sie habe bereits einen neuen Käufer gefunden und werde mit demselben als seine Frau in wenigen Tagen nach einem entfernten Gehöft ziehen. Ob die zweite Ehe glücklicher ausgefallen als die erste, habe ich nie erfahren.

Hier sei noch einiges über die beständigen Fehden der verschiedenen Districte und selbst einzelner Dorfschaften untereinander mitgetheilt. Wie schon bemerkt, ein geringfügiger Anlaß genügt, die streitbaren Mächte mobil zu machen. Manchmal sind die Vorwände geradezu lächerlich. So geschah

es in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, daß einem alten Eingeborenen, der im Besitz eines Hundes war, dieses werthvolle Thier gestohlen wurde. Als die Diebe, Bewohner eines andern Dorfs, ausgekundschaftet waren, machten sich die Verwandten und Freunde des Bestohlenen kampfbereit, zogen gegen das Dorf zu Felde, brannten mehrere Hütten nieder und verwundeten durch Speerwürfe einige der Dörfler. Dann erst wurden Unterhandlungen eröffnet, die endlich zu dem Resultat führten, daß die Schuldigen, die mittlerweile ihren Fang verspeist hatten, dem Bestohlenen 40 Faden Muschelgeld auszahlen mußten. In der Regel aber ist es das schöne Geschlecht, das zu den Fehden Veranlassung gibt. Eine junge heirathsfähige Schöne wird mit oder gegen ihren Willen von einem Liebhaber entführt, oder einem eben Verheiratheten läuft die Ungetreue davon, um die Hütte und das Herz eines von ihr mehr Begünstigten zu beglücken, oder ein lediger junger Mann wirft schmachtende Blicke nach einem der Weiber eines alten Hausvaters, der sich den Luxus eines Harems von fünf oder sechs Frauen gestatten kann, während der Jüngling nicht das nöthige Muschelgeld zum Kauf einer einzigen Ehehälfte besitzt, oder die Weiber treiben hinter dem Rücken ihrer Herren und Gebieter verbotene Allotria, und dann ist allemal der Krieg fertig.

So häufig jedoch diese Feldzüge sind, so selten nehmen sie einen blutigen Ausgang. Freilich fallen die geschleuderten Steine manchmal recht dicht, werden Speere und sogar Feuerwaffen in Thätigkeit gesetzt: aber die streitenden Parteien halten sich dabei in respectvoller Entfernung voneinander. Nach kurzer Zeit werden Friedensunterhandlungen angeknüpft und solange fortgesetzt, bis man sich darüber einigt, wieviel Faden Muschelgeld der Beleidiger dem Beleidigten zu zahlen hat. Wird aber bei solchem Scharmützel doch etwa ein Krieger getödtet, dann gestaltet sich die Sache ernster. Und war der Getödtete ein Mann von Einfluß mit einem zahlreichen und

mächtigen Anhang, dann erfordert die Ehre der Hinterlassenen, daß sie blutige Vergeltung üben und nicht eher ruhen, bis sie einen oder mehrere der Feinde getödtet haben. Mitunter können übrigens die Fehden auch von sehr langer Dauer sein, namentlich die, welche zwischen ganzen Districten, die sonst nur wenig Verkehr miteinander haben, geführt werden. Da liegen auf den Grenzgebieten die Krieger im Hinterhalt, und wehe dem Armen, der sich von ihnen überraschen läßt, er wird ohne Erbarmen abgeschlachtet. Dieser Zustand währt solange, bis die eine oder die andere Partei ihn nicht mehr ertragen mag. Dann beginnt man zu unterhandeln und mit Muschelgeld wird schließlich der alte Streit und Hader zum Austrag gebracht. Wenn ein Dorfbewohner einen aus demselben Dorfe getödtet hat und ihn nicht gleich nach der That die Rache trifft, so unterhandeln gewöhnlich seine Verwandten mit den Hinterlassenen des Getödteten und zahlen an dieselben eine Quantität Muschelgeld, die je nach dem Rang und Ansehen, in welchem er stand, zwischen funfzehn und funfzig Faden variirt. Sobald die Zahlung erfolgt ist, kommt der Thäter, der sich bis dahin versteckt gehalten, wieder hervor und bleibt fortan unangefochten von seiten der Angehörigen seines Opfers.

Irgendeine Fehde zwischen den benachbarten Stämmen ist immer im Gange, es herrscht gewissermaßen ein permanenter **Kriegszustand**. Die Männer gehen deshalb nicht über die Grenze ihrer Dorfschaft hinaus, ohne wenigstens Schleuder und Steine bei sich zu haben; wandern sie aber zu den Marktorten, wo Bewohner verschiedener Districte zusammentreffen, dann sind sie mit Musketen, Speeren, Aexten und Keulen bewaffnet. Anfangs, als ich mit diesen Verhältnissen noch nicht bekannt war, ließ ich mich durch die furchtbare Bewaffnung täuschen und traute ihnen die feindseligsten Absichten zu. So erinnere ich mich noch lebhaft einer Scene aus den ersten Tagen meines Aufenthalts in Neu-Britannien.

Ich hatte auf den weiten Grasebenen in Kininigunan die ersten vorbereitenden Arbeiten zur Anlage einer Pflanzung begonnen und war am frühen Morgen mit funfzehn meiner Bouka-Insulaner beschäftigt, von einer abgemessenen Strecke das Gras niederzuschlagen und auszuroden. Ab und zu gingen Eingeborene, aus dem Innern der Insel kommend, an uns vorüber zum Strande, wo in einem der Dörfer, wie ich hörte, an jenem Tage Markt gehalten wurde. Jetzt kam ein Zug Weiber vorbei, alle völlig nackt und abschreckend häßlich, gebeugt unter der Last schwerer Körbe, in denen sie Kokosnüsse, Tarro, Betelnüsse und andere Naturproducte des Innern zu Markte brachten. Hingegen trugen die Männer, welche ihre überbürdeten Weiber als Leibgarde begleiteten, nichts weiter als ihre Waffen.

Von den Herankommenden blieben zuerst einzelne in unserer Nähe stehen, nach und nach traten mehrere hinzu, der Haufen wuchs an, und schließlich sahen wir uns von einer starken Bande bewaffneter Wilder umringt. Unsere Lage erschien mir als eine ernstlich bedrohte, und unwillkürlich faßte ich mit einer Hand nach dem Derringer-Revolver in meiner Tasche. Was konnten die vielen Bewaffneten von uns wollen? Eine Weile sahen sie der Arbeit meiner Leute schweigend zu; dann sprachen sie laut und lebhaft untereinander. Ich verstand nicht das mindeste von ihrem Gespräch, in dem ein Wort, das wie babalum klang, zum öftern wiederkehrte. Nun trat einer aus der Bande vor und hielt eine Anrede an mich. Auch aus dieser hörte ich mehrmals das Wort babalum heraus, und ohne zu errathen, was dasselbe bedeutete, nickte ich wie zustimmend mit dem Kopfe. Daraufhin legten die Wilden ihre Musketen, Speere, Aexte und Keulen auf den Boden nieder und fingen an, mit meinen Leuten um die Wette das hohe Gras auszurupfen. Bis zum Abend setzten sie die Arbeit fleißig fort. Es ward mir nun klar, daß „babalum" zu deutsch „Arbeit" heißt, und ich nahm sogleich Gelegenheit,

diese Bereicherung meines damals noch äußerst geringen Wortschatzes zu verwerthen. Indem ich an die Eingeborenen als Lohn für die verrichtete Arbeit Stücken Taback vertheilte, hielt ich folgende Rede in ihrer Sprache: „Mungere babalum, mungere tobakko; liklik babalum, liklik tobakko", d. h. Viel Arbeit, viel Taback; wenig Arbeit, wenig Taback.

Es ist bereits im allgemeinen gesagt worden, daß fast alle Streitigkeiten, sowol der Dörfler unter sich wie zwischen Bewohnern verschiedener Dorfschaften und Districte, durch Zahlung einer Quantität Dewarra beglichen werden. Je nach dem Gegenstand des Streits und der Persönlichkeit der Betheiligten kommt ein niedrigerer oder höherer Tarif für die Buße zur Anwendung, der nicht überschritten werden soll! Wird dennoch eine größere Quantität erpreßt, so gibt das neuen Anlaß zum Streit; sonst aber ist nach Zahlung der Buße Frieden und Freundschaft zwischen den Parteien wiederhergestellt. Ich selbst bin mehrmals in den Fall gekommen, Eingeborene zur Strafe zu ziehen; ich habe mich dann immer nach den Gebräuchen erkundigt und genau danach gehandelt. Zwei derartige Fälle will ich hier kurz mittheilen.

Die Neu-Britannier sind wie die meisten Südseeinsulaner sehr zum Diebstahl geneigt. Besonders die mancherlei Gegenstände, die sie in den Wohnungen der weißen Ansiedler sehen, erregen ihre Begehrlichkeit, und wo sie unbemerkt ein Messer, eine Axt, ein Kleidungsstück oder dergleichen entwenden können, vermögen sie der Versuchung nicht zu widerstehen. Mir waren schon öfters Sachen aus meinem Hause gestohlen worden, ohne daß es mir gelang, den Dieb dabei zu ertappen. Eines Morgens brachten mir aber einige meiner Leute einen Eingeborenen, den sie dabei erwischt hatten, als er aus der Arbeiterhütte ein Messer, mehrere Stücke Taback und eine Hand voll Perlen entwendete. Da es gerade Markttag war, wollte ich von den zu Markt kommenden Dörflern das Hei-

matsdorf des Missethäters zu erkunden suchen, den ich unterdeß einsperren und gut bewachen ließ.

Die Neuigkeit, daß ich einen Dieb gefangen, verbreitete sich rasch. Bald stellten sich zwei Häuptlinge aus der Nachbarschaft bei mir ein, von denen ich erfuhr, daß der Mann in einer etwa 10 km landeinwärts gelegenen Dorfschaft zu Hause und wer seine Verwandten und Freunde wären. Ohne Umschweife machten sie mir dann die Zumuthung, ich möchte ihnen für 50 Faden Muschelgeld den Gefangenen verkaufen. Selbstverständlich wies ich ihren verfänglichen Antrag zurück, denn ich wußte sehr wohl, welches Schicksal dem Manne im Fall meiner Einwilligung bevorstand. Vergebens stellten sie mir vor, daß wer einen Dieb auf frischer That ertappt, nach dem Gebrauch das Recht habe, ihn zu tödten, und daß ich folglich meinen Gefangenen auch an sie verkaufen könne. Ich erwiderte ihnen dagegen, die Weißen trieben solchen Menschenhandel nicht; sie aber sollten sich schämen, mir zuzumuthen, daß ich ihren scheußlichen Kannibalismus, gegen den ich, wie sie wüßten, bei jeder Gelegenheit zu Felde zöge, Vorschub leisten möchte. Während der Unterredung hatten sie die 50 Faden Muschelgeld bereits zu meinen Füßen niedergelegt; murrend hoben sie dieselben wieder auf und entfernten sich damit, aber erst nachdem ich versprochen hatte, den Dieb nur gegen ein Lösegeld von 50 Faden an seine Freunde und Verwandten loszugeben. Diese fanden sich denn auch bei mir ein, und ich eröffnete die Verhandlungen mit ihnen. Sie weigerten sich jedoch, das geforderte Lösegeld für ihren Landsmann zu zahlen, selbst als ich sie davon in Kenntniß setzte, daß die beiden Häuptlinge ihn für 50 Faden Dewarra von mir kaufen wollten. Wie ich aus ihren Reden entnahm, war er ein unverbesserlicher Taugenichts, und sie schienen froh zu sein, ihn für seine schlechten Streiche bestraft zu sehen.

Die Verhandlung wurde in Gegenwart des Diebes geführt. Zu ihm sagte ich jetzt: wenn ich ihn auch nicht an die

Häuptlinge verkaufte, die ihn fressen wollten, würde ich ihn doch auf keinen Fall eher freilassen, als bis ich die üblichen 50 Faden Dewarra empfangen hätte; er müsse also auf ein Mittel zu meiner Befriedigung denken. Es war, als ob er einen verzweifelten Entschluß faßte. Er rief den Aeltesten von den Verwandten zu sich und sprach eine Zeit lang heimlich mit ihm. Darauf ging der Alte zu den Verwandten zurück, und nach kurzer Berathung erklärten sie mir, ich möge nur bis morgen Geduld haben, das Lösegeld werde gezahlt werden. Am nächsten Tage wurden mir wirklich die 50 Faden Dewarra gebracht. Dabei erhielt ich auch Aufklärung über das sonderbare Benehmen der Verwandten. Sie waren selbst wiederholt bestohlen worden, namentlich an Muschelgeld, und konnten den Dieb nicht ermitteln, obgleich sie meinen Gefangenen in begründetem Verdacht hatten. Jetzt, in der Noth und Angst, bekannte sich derselbe zu den verübten Diebstählen, zugleich den Ort angebend, wo er das gestohlene Gut verborgen hielt. Die heimgekehrten Verwandten hoben den Schatz und zahlten aus ihrem wiedererlangten Eigenthume das Lösegeld.

Seitdem besuche ich den ertappten Dieb manchmal in seinem Dorfe; er unterläßt nie, mir frische Kokosnüsse zu bringen, und seine Verwandten versichern, er habe nach jenem Vorfall nie wieder gestohlen.

In der ersten Zeit meines Aufenthalts kam es auch nicht selten vor, daß Eingeborene sich als Arbeiter bei mir einfanden, einen Theil des Lohnes wie gebräuchlich vorausempfingen, nach wenigen Tagen aber davonliefen. Nur in einigen Fällen waren die Davongelaufenen wieder eingefangen worden, alle übrigen blieben spurlos verschwunden, da ich auf meine Erkundigungen stets die Antwort erhielt, man wisse nicht, wo der Entlaufene sich aufhalte. Ich sah mich deshalb genöthigt, die Bestimmung zu treffen, daß künftig der ganze Lohn erst nach beendeter Arbeit ausgezahlt werden sollte.

Dies schien den Eingeborenen nicht zu gefallen, denn eine Zeit lang meldete sich keiner. Eines Tages jedoch kam ein junger kräftiger Mann, der sich mit meinen Bedingungen einverstanden erklärte und den ich infolge dessen als Arbeiter annahm. Aber schon am nächsten Morgen brachten mir meine Boukaleute die erbauliche Kunde, daß der neue Arbeiter nicht nur während der Nacht das Weite gesucht, sondern auch mehrere Kleidungsstücke und andere Sachen mit fortgenommen habe. Zufällig kannte ich das Heimatsdorf des Ausreißers, das kaum 4 km entfernt war, und ich beschloß, ein Exempel zu statuiren.

Gegen 8 Uhr abends versammelte ich 20 meiner Burschen und sagte ihnen, wir wollten den Dieb in seinem Dorfe aufsuchen. Ich ließ sie ihre Bogen und Pfeile mitnehmen, in deren Gebrauch sie sehr geschickt sind, ich selbst steckte meinen Revolver in die Tasche. Möglichst geräuschlos brachen wir auf und erreichten nach einstündigem Marsch die mitten im Walde gelegene Dorfschaft. Wir schlichen an den Umzäunungen hin, unbemerkt von den Bewohnern der Hütten, bis zu einem größern umzäunten Gehöft, das durch ein mächtiges Feuer aus trockenen Palmblättern taghell erleuchtet war. Lärmende Gruppen von Männern, Weibern und Kindern standen umher. Im Vordergrunde ein Mann mit einem Korbe, aus welchem er verschiedene Gegenstände einzeln herauslangte und an die Nächststehenden vertheilte. Der Mann war der von uns Gesuchte, der Korb enthielt die uns entwendeten Sachen. Ich ließ meine Leute sich außen um den Zaun postiren und trat, nur von zweien begleitet, in das erhellte Gehöft. Unbeschreiblich war die Bestürzung, die mein plötzliches Erscheinen verursachte. Die eben noch so lärmende Menge verstummte wie vom Blitz getroffen; die Kinder verkrochen sich in die Hütten und die Weiber hockten in einem Knäuel zusammen, während die Mehrzahl der Männer sich schleunigst aus dem Staube machen wollte, aber von meinen draußen aufgestellten Bogen=

schützen mit gellendem Kriegsgeschrei zurückgetrieben wurde. Letztere drangen zugleich mit in die Umzäunung ein, was natürlich den allgemeinen Schrecken noch vermehrte. Ich hatte große Mühe, die aufgeregte Versammlung einigermaßen zu beruhigen. Den Zweck meines nächtlichen Kriegszugs brauchte ich nicht zu erklären; man schien sehr wohl zu wissen, was ich damit beabsichtigte. Die Unterhandlung, zu der nun geschritten wurde, war daher bald beendet: die gestohlenen Gegenstände mußten zurückgegeben und eine Buße von 20 Faden Muschelgeld an mich bezahlt werden. Schließlich ward durch Herumreichen von Betelnüssen der Friede bestätigt.

Kein Eingeborener hat nach dieser Execution wieder versucht, unter dem Vorgeben, als Arbeiter bei mir einzutreten, sich Gelegenheit zum Stehlen zu verschaffen.

VII.

Missionare und Händler.

Wie auf den meisten Inseln der Südsee ist auch auf Neu-Britannien mit dem Missionar gleichzeitig der Kaufmann erschienen, und beide lieben es, hier wie überall, sich ihrer civilisatorischen Wirksamkeit zu rühmen, deren Erfolge jedoch bisher nicht von großer Bedeutung waren.

Vom Jahre 1872 an wurde die Insel häufig von Kauffahrern und von Kriegsschiffen angelaufen: 1875 gründete in Port Hunter auf der Duke of York-Insel die Wesleyanische Missionsgesellschaft eine feste Station, und in demselben Jahre errichtete auf Meoko das hamburger Handelshaus Johann Cäsar Godeffroy und Sohn eine Factorei. Von diesen beiden Niederlassungen aus ist dann das gegenüberliegende Neu-Britannien nach und nach besiedelt worden. Zunächst sandte die Missionsstation auf Duke of York, unter Leitung des Rev. G. Brown, eine Anzahl Samoa-, Tonga- und Fidschi-Missionare nach Neu-Britannien, die sich in der Blanche-Bay und an der Nordküste niederließen; und ihnen auf dem Fuße folgten mehrere von der Factorei in Meoko herübergeschickte Händler. Neben den Lehren des Christenthums wurde der Gebrauch von Taback und Thonpfeifen eingeführt.

Im Jahre 1879 siedelte sich dann die hamburger Firma Hernsheim u. Comp. erst in Makada, dann auf Matupi in der

Blanche-Bay an, und seitdem hat die Einwanderung von Weißen zwar langsam, doch stetig zugenommen. Die Wesleyanische Mission hat jetzt zwei Stationen hier, in Kabakada an der Nordküste und in Raluana am Eingang der Blanche-Bay. Ferner besteht seit 1883 in Lavoloh an der Nordküste eine Station von fünf Priestern und Laienbrüdern der französischen Missionsgesellschaft Sacré cœur.

Die Händler führten anfangs kein beneidenswerthes Leben. Das Geschäft war freilich nicht schlecht; für eine Stange Taback gaben die Eingeborenen 25—30 Kokosnüsse, für bunte Glasperlen und andern Firlefanz ähnliche Mengen ihrer Producte, für Aexte, Messer und Feuerwaffen, die am meisten begehrten Artikel, soviel nur dafür verlangt wurde. Aber oft geschah es, daß sie es vortheilhafter fanden, die begehrten Waaren zu stehlen als einzuhandeln; daraus entstand Feindschaft und Kampf; sie zündeten dem Händler sein Haus über dem Kopfe an oder schlugen den weißen Mann todt und machten sich zu Erben seiner Habe. Die Liste der gemordeten Händler ist nicht klein.

Den Missionslehrern schien es besser zu gehen. Selbst geborene Südseeinsulaner, vermochten sie sich leichter mit den Eingeborenen auf freundlichen Fuß zu setzen; sie lernten deren Sprache, verkündeten ihnen in derselben das Christenthum und fanden hier und da einen willigen Zuhörer. Uebrigens besaßen sie nichts, was die Habgier der Eingeborenen reizte. Dennoch sollten auch sie nicht lange verschont bleiben. Im April des Jahres 1878 verabredeten sich die Lehrer der beiden Stationen, eine gemeinschaftliche Wanderung in das unbekannte Innere der Gazelle-Halbinsel bis zum Berge Unakokor zu unternehmen. Die Lehrer der Station Kabakada, vier Fidschi-Insulaner, gingen von der Talile-Bucht, die der Station Raluana von der Blanche-Bay aus landeinwärts. Erstere waren zuerst aufgebrochen. Von den Bewohnern der Dörfer, durch die sie kamen, scheinbar freundlich empfangen,

drangen sie unbesorgt weiter vor. Aber plötzlich wurden sie von einem Haufen bewaffneter Eingeborener überfallen und nach kurzem Widerstand erschlagen. Ihre Leichname wurden in Stücke zerschnitten, von denen jede Dorfschaft des Districts ihr Theil erhielt. Wie später bekannt geworden, hatte der Häuptling schon ihre Ermordung beschlossen und nur Freundlichkeit geheuchelt, um seine Opfer sicher zu machen. Den von der Blanche-Bay Ausgegangenen war dasselbe Schicksal zugedacht; glücklicherweise wurden sie noch zeitig genug gewarnt und konnten sich zum Strande zurückziehen.

Durch den gelungenen Streich ermuthigt, drohten nun die blutdürstigen Eingeborenen sowol alle Missionslehrer zu tödten und deren Frauen und Kinder zu rauben, wie auch alle Händler ums Leben zu bringen und sich deren Waaren anzueignen. Die Gefahr war in der That äußerst dringend, nur rasches und entschiedenes Handeln konnte Rettung bringen. Der Missionsvorsteher Brown berief daher die sämmtlichen Lehrer nach Matupi, und man beschloß, sofort einen Kriegszug zur Bestrafung der Mörder ins Werk zu setzen. Auch die Händler, die manche alte Rechnung mit den Eingeborenen auszugleichen hatten, schlossen sich bereitwilligst an. Nachdem die Familien der ermordeten Lehrer in Sicherheit gebracht waren, verließ am 18. April das kleine, aber durchweg mit guten Schießgewehren bewaffnete Heer von Missionaren, Händlern und zuverlässigen Insulanern die Insel Matupi. Ohne aufgehalten zu werden, erreichte es die Grenze des feindlichen Districts, welche der Häuptling Talile und seine Anhänger umsonst zu vertheidigen suchten; sie mußten sich zur Flucht wenden, und mit ihnen floh die ganze Bevölkerung. Das Executionsheer rückte ein, zerstörte die verlassenen Dörfer und zog am folgenden Tage zu den Dorfschaften am nordwestlichen Ufer der Blanche-Bay, wo die Flüchtlinge sich festgesetzt hatten. Hier kam es zum blutigen Kampfe. Die Angegriffenen wehrten sich verzweifelt, hageldicht schleuderten sie ihre Steine, wuchtig

schwirrten ihre Speere durch die Luft, aber dem wohlgezielten Gewehrfeuer der Angreifer vermochten sie nicht auf die Länge standzuhalten, der ungeordnete Haufe floh schließlich nach allen Richtungen auseinander. Die Zahl der durch die Kugeln Getödteten und tödlich Verwundeten ist nicht genau festgestellt worden; die Missionare haben sie nachträglich zu niedrig geschätzt, doch darf man annehmen, daß sie nicht weniger als funfzig betrug. Jedenfalls hatte der Feldzug den beabsichtigten Erfolg: er flößte den Eingeborenen nachhaltigen Respect ein vor der Macht der Missionare und Händler und brachte ihnen die Ueberzeugung bei, daß sie nicht ungestraft sich an denselben vergreifen dürfen.

Der einige Jahre später von den Weißen in der Duke of York-Gruppe infolge der Ermordung Kleinschmidt's und seiner Genossen unternommene Kriegszug hat dort ebenso günstig gewirkt.

Ueberdies haben die öftern Besuche deutscher und englischer Kriegsschiffe viel zur Sicherheit des Lebens und Eigenthums der weißen Ansiedler beigetragen. Die Commandanten der deutschen Kriegsschiffe ließen es sich stets besonders angelegen sein, die Rechte der Deutschen hier in Schutz zu nehmen, und die Eingeborenen wissen recht gut die deutsche Flagge von der englischen zu unterscheiden. Die letztere steht nicht in so hoher Achtung bei ihnen, weil seitens der englischen Kriegsschiffe nie energisch gegen Uebelthäter eingeschritten wurde, so oft auch genügende Veranlassung dazu vorhanden war.

Gegenwärtig ist der Aufenthalt an der Küste von Port Weber bis über Cap Gazelle hinaus völlig gefahrlos für Ansiedler. Die Eingeborenen haben sich an den weißen Mann gewöhnt, und wenn dieser ihre Eigenheiten und ihre Sitten und Gebräuche ein wenig studirt hat, auch ein wenig in ihrer Sprache mit ihnen reden kann, dann läßt sich ganz gut mit dem Völkchen verkehren. Ohne den weißen Mann geht es jetzt nun einmal nicht mehr, woher sollten ohne diesen Taback,

Thonpfeifen, Glasperlen, Messer, Flinten und sonstige Bedarfsartikel kommen, die ihnen, namentlich Taback, bereits unentbehrlich geworden sind? Branntwein wurde bisher noch nie an die Eingeborenen verkauft, und hoffentlich wird Neu-Britannien auch in Zukunft vor dieser Pest bewahrt bleiben. Desto lebhafter ist der Verkauf von Schießwaffen und Munition, und zwar haben neben den alten schwerfälligen Musketen in den letzten Jahren auch die leichtern Hinterlader Eingang gefunden. Man tadelt es oft als eine unverzeihliche Thorheit der hiesigen Kaufleute, daß sie Eingeborenen Schießwaffen verkaufen und ihnen damit selbst das Werkzeug, die Weißen zu tödten, in die Hände geben. Ich halte den Tadel nicht für begründet; denn wollen die Eingeborenen einen Weißen ums Leben bringen, so können sie dies ebenso rasch und viel sicherer mit ihren Speeren und Aexten, Keulen und Schleudern thun. Die Flinte ist in ihren Händen weniger gefährlich, denn unter 100 Schüssen treffen sie auf 20 Schritt Entfernung kaum einmal das Ziel. Anders freilich verhält es sich damit im Verkehr der Eingeborenen unter sich; da gibt einem Stamme der Besitz von Flinten gegen andere Stämme, die deren weniger oder gar keine besitzen, eine entschiedene Uebermacht, von welcher oft der verderblichste Gebrauch gemacht wird. Wenn ich bei meinen Wanderungen auf verlassene Dörfer stieß und mich nach den Ursachen der Verödung erkundigte, so sagte man mir fast immer, die Bewohner hätten vor den in der Nähe des Strandes wohnenden Stämmen tiefer ins Innere flüchten müssen, weil diese mit einer größern Anzahl Flinten versehen sind. Dies veranlaßte denn auch die englische Regierung, ihren Unterthanen vom 1. Juli 1884 ab den Verkauf von Schießwaffen an Südseeinsulaner zu verbieten, und es ist anzunehmen, daß die deutsche Regierung gleichfalls ein solches Verbot erlassen werde.

In Europa glaubt man gewöhnlich, der weiße Händler in der Südsee stehe den Insulanern von Haus aus und fort-

während feindlich gegenüber. Doch ist das eine falsche Vorstellung. Derartige Fälle, wo sich die Weißen genöthigt sehen, zur Bestrafung verübter Gewaltthaten mit bewaffneter Macht gegen die Eingeborenen zu Felde zu ziehen, gehören zu den immer seltener werdenden Ausnahmen. Die Regel ist vielmehr, daß der Händler in seinem Interesse, ganz wie der Kaufmann in civilisirten Ländern, seine Kunden durch freundliche Begegnung zu fesseln sucht. Thut er das nicht, dann kann er bald wieder sein Bündel schnüren, falls ihn die Kunden nicht vorher bereits mit einigen Speerwürfen tractirt haben.

Was die Thätigkeit der weißen Missionare und der ihnen unterstellten Lehrer von polynesischer Abkunft betrifft, so hat sie noch keine großen Erfolge aufzuweisen. Freilich waren vorerst mannichfache Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem mußte die Sprache der Eingeborenen erlernt, dann mußten einige leicht faßliche Abschnitte der Heiligen Schrift zum Gebrauch für Lehrer und Schüler in dieselbe übersetzt werden. Jetzt liegen nun ein zum größten Theil von dem Missionar Danks zusammengestelltes Vocabularium im Manuscript und mehrere Schriftchen in neubritannischer Sprache vor. Aber die Zahl der Bekehrten will doch nicht recht wachsen. Die ältere Generation ist der Bekehrung durchaus unzugänglich; vielleicht gelingt es mit der Zeit die heranwachsende Jugend dafür zu gewinnen. Vor der Hand beschränkt sich das, was die Missionare erreicht, eigentlich darauf, daß ihre Zöglinge nicht nackt gehen und anfangen sich an Reinlichkeit des Körpers zu gewöhnen. In einigen schwach besuchten Schulen wird ein wenig Rechnen, Lesen und Schreiben gelehrt, aber von einem moralischen Fortschritt der Bevölkerung ist bisher leider nichts zu bemerken. Wenn der Kannibalismus in den nächst den Ansiedelungen gelegenen Districten abgenommen hat und nur noch dann und wann in größter Heimlichkeit seine Orgien feiert, so ist das Verdienst hierum weniger den Missionaren als den Händlern zuzuschreiben, welche die Aus-

übung dieser scheußlichen Unsitte manchmal mit Gewalt verhinderten. Im Innern, wenige Kilometer vom Strande, herrscht der Kannibalismus noch ganz wie vor Ankunft der Missionare und Händler.

Nachstehende Aufstellung, die ich dem Jahresbericht der Wesleyanischen Missionsgesellschaft für das Jahr 1882 entnommen, zählt die Ergebnisse ihrer siebenjährigen Wirksamkeit auf und daneben die Ausgabeposten eines einzigen Jahres.

Ergebnisse der siebenjährigen Periode 1876—1882:

27 Kirchen*
19 andere Räume, wo gepredigt wird
3 weiße Missionare
2 eingeborene Prediger
6 Katechisten
22 Lehrer
30 Schullehrer
17 stationäre Prediger
36 Lehrer in Sonntagsschulen
21 Klassenleiter
5 englische Mitglieder
215 eingeborene Mitglieder
44 probeweis functionirende Mitglieder
8 Katechumenen
3 durch Tod abgegangene Mitglieder
23 Sabbath-Schulen
23 Tagschulen
2330 Theilnehmer am öffentlichen Gottesdienst.

Ausgaben des Jahres 1882:

Gehalt für Missionare u. Kinder, sowie für eingeborene Prediger	£	954.	17.	3
Kosten für Ausrüstung und Ueberfahrt der Missionare . .	=	159.	19.	11
Ausgaben für 2 Boote £ 97. 10. —, Fracht £ 18. 17. 6 =	=	116.	7.	6
Wohnungsmiethe für Missionare während des Aufenthalts in Australien	=	104.	—	—
Güter und Waaren für eingeborene Lehrer	=	259.	—	—
Beitrag zum Reservefond für Prediger	=	41.	14.	9
Beitrag zum Reservefond für Kinder	=	17.	9.	6
Ausgaben für den Schoner „John Hunt“.	=	353.	11.	1
In Fidschi eingekaufte Provisionen für eingeborene Lehrer .	=	40.	6.	8
Fracht für Güter £ 99. 7. —, Druckkosten £ 46. 6. 6 =	=	145.	13.	6
Medicin. Versicherung. Diversa	=	31.	7.	2
	£	2224.	7.	4
		oder 44487 M.	33 Pf.	

* Rohrhütten mit Stroh oder Blättern gedeckt.

Man ersieht hieraus, daß die Bekehrung der Heiden eine recht kostspielige Sache ist. Die seit Gründung der Mission bis zum Jahre 1882 verwendeten Mittel belaufen sich auf rund 350000 M. und die 215 eingeborenen Mitglieder kosteten demnach der Gesellschaft bis dahin 1620 M. per Kopf.

Die römisch-katholische Mission dürfte sich eher in Neu-Britannien ein Feld erobern, da der katholische Cultus mehr fürs Auge bietet; der Priester im glitzernden Meßgewand ist eine ganz andere Erscheinung als der Wesleyanische Missionar im schlichten schwarzen Rock; wenn diese auch zu den Eingeborenen in ihrer Sprache reden, das ihnen unverständliche lateinische Gebet des erstern, begleitet von dem Schwingen der Räuchergefäße und den andern Ceremonien, macht einen imposantern Eindruck auf die rohen Gemüther.

Die Zahl der weißen Ansiedler auf Neu-Britannien und der Duke of York-Gruppe beträgt gegenwärtig 38. An Fahrzeugen besitzt die Firma Hernsheim u. Co. in Matupi 2 Schoner, zusammen von etwa 180 Tonnen, und 1 Kutter; die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft in Meoko 1 Schoner von circa 60 Tonnen, ausschließlich für die Arbeiteranwerbung bestimmt, 1 Kutter und 1 Schoner zur Küstenfahrt; die Ralum-Pflanzung 1 Schoner von circa 70 Tonnen und 1 Dampfer von etwa 120 Tonnen. Diese kleine Flotte unterhält einen ziemlich regelmäßigen Verkehr mit Australien und den Inseln nördlich der Linie; außerdem holen größere Schiffe von Zeit zu Zeit die in den Factoreien angesammelten Producte ab, welche dann in der Regel den europäischen Märkten zugeführt werden. Die erst im Jahre 1883 gegründete Ralum-Pflanzung beschäftigt jetzt 150 Arbeiter, sämmtlich von der Insel Bouka, der nördlichsten der Salomon-Inseln. Zum Einkaufen von Producten, hauptsächlich Kopra, hat sie Anfang 1885 7 Factoreien auf Neu-Britannien selbst, 8 in Neu-Irland mit 14 weißen Händlern, eine auf den Sir Charles Hardy-Inseln mit

einem Weißen, und eine auf Bouka, ebenfalls mit einem Weißen.

Neben dem Anbau von Baumwolle wurde von ihr auch die versuchsweise Anlage einer Kaffeeplantage begonnen. In dem äußerst fruchtbaren Boden Neu-Britanniens scheinen alle tropischen Culturpflanzen zu gedeihen, und die Zeit dürfte nicht sehr fern sein, wo die ausgedehnten Grasländereien im Innern, von deren Werth die Eingeborenen keine Ahnung haben, sich in ertragreiche Pflanzungen verwandeln werden. Große Schwierigkeit wird freilich immer, wie überall auf den Südseeinseln, die Beschaffung der nöthigen Arbeiter bieten, denn die Neu-Britannier sind zu anhaltender regelmäßiger Arbeit nicht zu bewegen; so thätige Arbeiter sie in den Plantagen auf Samoa oder den Fidschi-Inseln sein mögen: in ihrer Heimat scheuen sie die Feldarbeit als schimpflich und entwürdigend für Männer.

Obgleich indeß die Europäer, wie wir gesehen, bereits recht festen Fuß in Neu-Britannien gefaßt haben, kann diese Insel doch niemals, so wenig wie Neu-Irland und die Nordküste Neu-Guineas, ein geeignetes Ziel für deutsche Auswanderung werden. Das Klima bietet ein unüberwindliches Hinderniß: weiße Ansiedler, die mit eigenen Händen das Land bebauen wollten, würden sofort seinem entnervenden Einfluß verfallen und binnen kurzer Zeit dahinsiechen. Nur unternehmende Kaufleute, wenn sie Mittel genug besitzen, um Eingeborene anderer Inseln anzuwerben und durch diese die Plantagenarbeit einrichten zu lassen, sind im Stande den jungfräulichen Boden auszunutzen. Auch ihnen aber bieten sich anderswo, in Amerika oder Australien, weit günstigere Chancen des Erfolgs.

VIII.

Sitten und Gebräuche auf Neu-Britannien.

Von den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen ein vollständiges Bild zu entwerfen, wäre eine schwer zu lösende Aufgabe, da in jedem District, ja in jeder Dorfschaft eigene Gewohnheiten herrschend sind. Was in Nachstehendem mitgetheilt wird, gilt deshalb nicht von ganz Neu-Britannien, nicht einmal von dem Theil, der als Gazelle-Halbinsel bekannt ist, sondern nur von den Districten Kininigunan und Raluana, am Eingang der Blanche-Bay, und den landeinwärts sich anschließenden Districten bis hinauf zum Berg Varzin. Verschiedenheiten, die ich in andern Districten beobachtete oder in Erfahrung gebracht, werde ich als solche gelegentlich mit anführen.

Fühlt eine Frau die Stunde des Gebärens herannahen, so werden ihre und ihres Mannes Verwandte davon benachrichtigt, worauf diese sich schnell einfinden, das heißt nur diejenigen, die verheirathet sind und selbst schon Kinder haben. Von ihnen umringt, liegt die Gebärende im Freien auf einer aus Kokosblättern geflochtenen Matte. Ein Duk-Duk-Mann bringt einen kleinen Beutel voll gebranntem Korallenkalk, bespricht ihn, nimmt ein wenig Kalk zwischen Vorderfinger und Daumen, bläst dies in die Luft und übergibt ihn dann den Weibern, welche Bauch und Brust der Gebärenden mit dem

Kalkstaub einreiben, wodurch sie die Entbindung zu erleichtern glauben. Ein anderer Duk-Duk-Mann übergibt unter ähnlichen Ceremonien wohlriechende Kräuter und buntes Laub, namentlich Blätter des Drachenbaums; das Fächeln damit soll die bösen Geister vertreiben. Auch das Wasser, das die Gebärende trinkt, wird zuvor besprochen. Nachdem die Geburt glücklich von statten gegangen, wird das Kind, wenn der Mann mehrere Frauen hat, von einer der Mitfrauen, sonst von der nächsten Verwandten der Mutter in Empfang genommen. Zugleich erheben die versammelten Weiber einen Ruf, der, wenn ein Knabe geboren worden, wie „Hüh, Hüh!" bei einem Mädchen aber einfach wie „Huh!" lautet, und den sie mit kurzen Pausen mehrmals wiederholen. Auf diese weithin schallenden Rufe kommen die andern Weiber aus dem Dorfe herbei, um das Kind zu sehen; doch nur solche, die selbst schon Mütter sind, dürfen in das Gehöft eintreten; kinderlose Frauen, Mädchen und Kinder bleiben außerhalb der Umzäunung. Die nächste Verwandte der Frau schneidet mit einer scharfrandigen Perlmuschel, in den weiter vom Strande entfernten Dörfern mit einem schneidigen Stückchen Bambusrohr die Nabelschnur ab und bestreicht die Wunde mit dem Saft verschiedener Heilkräuter, wozu man auch die Blätter der Erythrina Indica verwendet. Sie erhält dafür vom Hausvater ein Geschenk von einem oder mehrern Faden Muschelgeld. Die übrigen Weiber, die bei der Geburt zugegen waren, erhalten ebenfalls von ihm kleinere Stücke Muschelgeld und tragen dann die Entbundene in die Hütte hinein.

Draußen wird nun ein Feuer aus bunten Blättern und wohlriechenden Kräutern angezündet; die Frau, welche das Kind in den Armen hält, schwenkt es über dem aufsteigenden Rauch hin und her, während die Anwesenden, wenn es ein Knabe ist, dabei sprechen: „Mögest du stark werden, viel Dewarra erwerben, ein geschickter Speerwerfer und Schleuderer werden!", wenn es ein Mädchen ist: „Mögest du auf-

wachsen und kräftig werden zur Arbeit, damit du die Tarro- und Yamsfelder bestellen kannst!" Die Duk-Duk-Männer halten ihre Hände in den Rauch oder in die Asche und legen sie dann auf Augen, Ohren, Schläfe, Nase und Mund des Kindes, um dasselbe vor dem Einfluß böser Geister zu bewahren.

Am Tage nach der Geburt wählt der Vater für das Kind einen Namen, gewöhnlich den eines befreundeten Nachbars, Verwandten oder Häuptlings, welchem er dafür einen Faden Muschelgeld zum Geschenk macht. Kommt er aber dem besondern Wunsch eines Nachbars oder einer Nachbarin nach, seinen Sprößling nach ihm oder ihr zu benennen, dann bringt der Pathe dem Kinde ein kleines Geschenk von Muschelgeld.

Die Mutter säugt ihr Kind, bis es sechs Monate alt ist. Doch schon vom dritten Tage an gibt sie ihm daneben auch feingekaute Stückchen Tarro, Banane und anderes zu essen, nachdem sie einen Finger tief in seinen Schlund gesteckt hat, um zu prüfen, ob der Weg für die Nahrung offen sei. Gleichfalls am dritten Tage wird dem Kinde der Kopf kahl geschoren und mit Kalk oder rother Erde eingerieben; als Schmuck werden ihm Armringe aus aufgereihten Opossumzähnen und Gürtelstreifen aus bunten Blättern angelegt.

Drei Tage nach der Niederkunft geht die Frau wieder an ihre gewohnte Arbeit. Indeß versäumt sie auch nicht, ihr Neugeborenes allen Nachbarinnen zu zeigen; da geht der Säugling von Hand zu Hand, die Weiber und Mädchen hätscheln ihn und sind unerschöpflich in seinem Lobe.

Hat eine Frau Feinde, etwa Verwandte, die von ihr schlecht behandelt wurden, oder andere, deren Haß sie sich zugezogen, dann nehmen diese, wenn sie ein Kind geboren hat, die Gelegenheit wahr, sich an ihr zu rächen; sie legen eine mit einem Blatt umwickelte Arecanuß, einen „Toberan", eine hölzerne buntbemalte Figur von verzerrter menschlicher Gestalt

zusammen in eine Grube, schütten ihren Urin dazu und füllen dann die Grube wieder mit Erde aus; indem sie dann den Boden darüber feststampfen, sprechen sie: „Es soll sterben, es soll sterben!" und glauben damit Unglück, Krankheit und Tod auf das Kind zu beschwören.

Mädchen, die infolge unerlaubten Umgangs mit jungen Männern schwanger geworden, begeben sich, wenn ihre Zeit gekommen, an einen einsamen Ort, wo die Niederkunft ohne alle Ceremonien und ohne Beihülfe der Verwandten stattfindet; gleich nach der Geburt erwürgt die Mutter das Kind und verscharrt es in die Erde.

Mädchen werden meist schon im Alter von vier bis fünf Jahren von dem Häuptling eines Nachbardorfs oder von einem Familienhaupt gekauft als künftige Frauen für heranwachsende Knaben. Der Käufer macht zuerst dem Mädchen ein Geschenk, bestehend aus aufgereihten Opossumzähnen, Halsbändern, Glasperlen und dergleichen und verhandelt hierauf mit den Aeltern über den Kaufpreis, der zwischen 10 und 100 Faden Dewarra variirt. Nachdem der Handel abgeschlossen und der bedungene Preis erlegt ist, bereiten die Aeltern eine große Menge Speisen als Geschenk für den Käufer, wogegen dieser einige Faden Dewarra schenkt.

Die Kleine wird nun von dem Käufer nach dessen Dorfschaft mitgenommen und verweilt dort vier Tage, mit den Kindern seiner Verwandten zusammen in einer eigens für sie erbauten Hütte schlafend und von den Weibern mit allerhand Leckerbissen bewirthet. Der Knabe, dem sie zur dereinstigen Frau bestimmt ist, darf sie nicht sehen und wird deshalb in der Zeit zu entfernt wohnenden Verwandten geschickt. Er erfährt selbst nicht ihren Namen, und ebenso sie nicht den seinigen.

Am fünften Tage bringt sie der Käufer, von seinen Verwandten begleitet, wieder zu den Aeltern und ihren Verwandten zurück. Die beiden Parteien beschenken sich gegenseitig mit zubereiteten Speisen; Betelnüsse werden ausgetauscht und Geschenke an die Verwandten des Mädchens vertheilt. Die letztern pflegen bei der Gelegenheit ihre Schätze zur Schau zu stellen: Rollen Dewarra, Halsbänder von Opossumzähnen,



Junges Mädchen von der Insel Meoko.

in neuerer Zeit auch Flinten, Aexte, Messer, bunter Kattun, und nach der Menge oder dem Werth der ausgestellten Sachen richtet sich die Größe des Geschenks.

Bis zu ihrem zwölften Jahre bleibt das Mädchen bei den Aeltern, dann führt sie der Vater oder der nächste männliche Verwandte in das Dorf des Käufers, wo sie von diesem, der jetzt den ihr bestimmten jungen Mann zur Seite hat, feierlich empfangen wird. Wiederum große Vertheilung von Speisen,

bis die Verwandten das Brautpaar zu der in Bereitschaft gesetzten neuen Hütte geleiten. Die Braut tritt in die Hütte ein, der Bräutigam aber legt sich vor den Eingang nieder und bleibt dort liegen bis zum Einbruch der Nacht. Am folgenden Tage gehen beide ihren gewohnten Verrichtungen nach.

Etwas anders ist der Hergang, wenn ein erwachsener Mann ein erwachsenes Mädchen zur Frau haben will. Seine nächsten männlichen Verwandten oder das Familienhaupt begeben sich zu den Verwandten der Auserwählten, vereinbaren mit ihnen den Kaufpreis und führen, nachdem sie die Summe in Muschelgeld gezahlt, die gekaufte Schöne in die Hütte ihres Zukünftigen. Sie verbleibt in derselben fünf Tage allein, die Verwandten des Mannes bringen ihr das Essen. Der Mann hält sich währenddem in einem nur den Männern bekannten Versteck im Walde oder im hohen Grase verborgen. Am sechsten Tage geht die junge Frau zu ihren Angehörigen zurück, der Mann wird von seinen männlichen Verwandten wieder heimgeleitet und von ihnen mit Dewarra beschenkt. Abends bringen die Verwandten der Frau diese nebst einem Geschenk an Eßwaaren dem Mann in seine Hütte.

In den für ein Mädchen empfangenen Kaufpreis, gleichviel ob es schon als Kind oder erst als Erwachsene verkauft wird, theilen sich der Vater, die Mutter und die Brüder. Die Schwestern gehen leer aus.

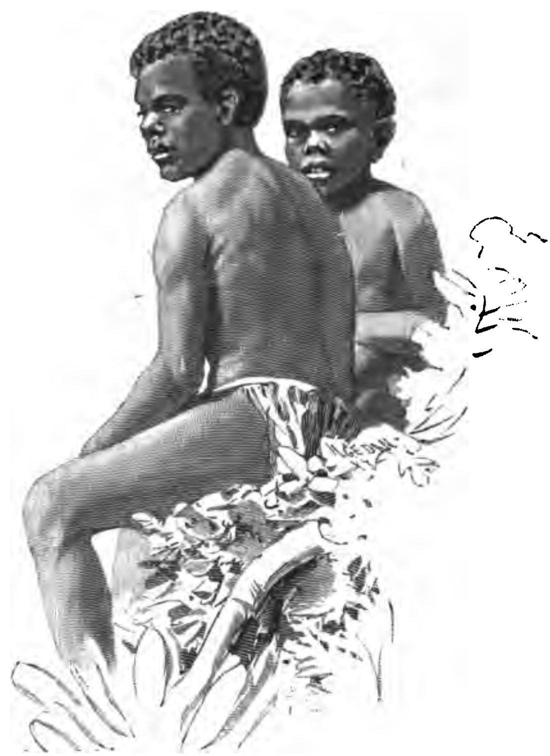
Einem jungen Mann, der nicht so viel Dewarra besitzt, daß er sich ein Mädchen kaufen kann, strecken die Verwandten oder der Häuptling den Kaufpreis vor. Das junge Paar muß dann für sie arbeiten, bis die geliehene Summe abverdient ist.

Wem es aber seine Mittel erlauben, der kauft sich mehrere oder viele Frauen. Denn die Frau ist ein gut rentirendes Kapital; sie arbeitet von frühester Jugend an, bis ihr die Kräfte versagen, und ist sie vor Alter oder infolge der schwe-

ren Arbeit krank und hinfällig geworden, dann geht sie hülflos und von niemand gepflegt schnell zu Grunde. Die Frau ist eben nur das Lastthier des Mannes, das alle Arbeit verrichtet, das Feld bebaut, die Wohnung säubert, das Essen bereitet und die geernteten Producte in schweren Körben weithin zum Markte trägt. Der Mann betrachtet daher auch seine Frau als ein werthvolles Stück Eigenthum, und wenn sie ihm davonläuft, hat dies oft die ernstesten Folgen. Ist die Frau zu ihren Aeltern oder Verwandten geflüchtet, so müssen diese entweder sie dem Manne wieder ausliefern oder ihm die erhaltene Kaufsumme zurückerstatten. Thun sie keins von beiden, dann werden ihnen ihre Hütten angezündet und ihre Pflanzungen verwüstet. Wenn die Frau sich von einem andern entführen läßt und ihr Mann die Fliehenden noch ergreift, so tödtet er, wenn er kann, den Entführer. Gelingt aber die Flucht, dann sucht der Beraubte mit seiner Sippe den Vater, den Bruder und sonst nächsten männlichen Verwandten der durchgegangenen Frau auf und bläut sie weidlich durch, zur Strafe dafür, daß sie ihm so leichte Waare verkauften. Um den Zürnenden zu besänftigen, geht nun die Mutter mit andern weiblichen Verwandten zu ihm, ein Geschenk von Dewarra mitbringend. Gewöhnlich wird der Handel in der Weise beendet, daß der Entführer dieselbe Summe an den Gatten zahlt, für welche dieser das Mädchen gekauft hat; versteht er sich aber nicht hierzu, oder zahlt er zu wenig, dann setzen sich die Feindseligkeiten weiter fort, denn der Mann und seine Verwandten geben sich dann nicht eher zufrieden, als bis sie den Frevler getödtet haben. Es kommt auch vor, daß die entlaufene Frau von ihren eigenen Verwandten wegen der Flucht aus dem Hause ihres Mannes gezüchtigt oder gar mit dem Tode bestraft wird.

Der Mann weiß in seiner Familie Zucht und Ordnung zu halten, indem er häufig von dem Stock Gebrauch macht und namentlich nicht duldet, daß seine Frauen untereinander

zanken und hadern. Die kleinen Kinder werden von den Aeltern gehätschelt. Schon sehr früh dürfen die Buben mit dem Vater umherziehen, seine Waffe tragend; zehn oder zwölf Jahre alt wissen sie bereits alles, was der Vater weiß, und wenn sie nun noch in den Duk-Duk aufgenommen werden,



Knaben von der Insel Meoko.

dann gibt es überhaupt nichts mehr für ihn zu lernen. Die Mädchen haben es nicht so gut; sie müssen von Kindheit an arbeiten und Lasten schleppen; sie sind von den Festlichkeiten der Männer ausgeschlossen und müssen sich aus der Hütte entfernen, wenn die Männer über Dinge sprechen, die zu hören

den Mädchen oder Weibern verboten ist. Der Mann treibt seine Frauen beständig zur Arbeit an, damit sie recht viel Dewarra für ihn verdienen, denn je mehr Dewarra er besitzt, desto größer sein Ansehen und sein Einfluß. Doch verbessert der wachsende Reichthum des Mannes keineswegs das Los seiner Frauen. Die Frauen eines Mannes, der viele tausend Faden Dewarra besitzt, leben und wohnen nicht besser und müssen nicht weniger arbeiten als die Frau des Aermsten, der weiter kein Eigenthum hat als nur eben die eine Frau.

Wenn ein Häuptling im Sterben liegt, werden die umliegenden Ortschaften durch Trommelsignal davon benachrichtigt. Alle seine Verwandten und Untergebenen eilen zum Sterbehause, und weithin schallt ununterbrochenes Klagegeheul, bis erneuter Trommelwirbel den Eintritt des Todes verkündet. Sofort machen sich die Weiber daran, den Leichnam zu schmücken: sie bemalen das Gesicht mit Kalk und rother Erde in bestimmt vorgezeichneten Figuren, befestigen auf dem Kopfe einen weißen Federbusch, binden um Arme, Brust und Beine Dewarraschnüre und um den Hals ein aus Muscheln, Opossumzähnen und bunten Blättern bestehendes Halsband. Die Arme und Beine werden ausgestreckt und die beiden Daumen gleichwie die beiden großen Zehen aneinander gebunden. Am dritten Tage findet die Beerdigung statt, zu der selbstverständlich die ganze Verwandtschaft, ja fast die gesammte Bevölkerung des Districts sich versammelt.

Die Leiche, die bis dahin in der Hütte auf Palmblättermatten lag, wird herausgetragen und auf eine Decke von Rindenzeug gelegt. Der nächste männliche Verwandte zerbricht einen Speer und eine Keule und vertheilt die Bruchstücke über den Körper des Todten, während die Frauen Muschelgeld, je nach den Umständen einen bis funfzehn Faden, auf seine Brust

niederlegen. Darauf schnürt man die Leiche in das Rindenzeug ein und senkt sie, mit dem Gesicht der aufgehenden Sonne zugekehrt, in eine frisch gegrabene fünf Fuß tiefe Grube vor dem Hause. Von neuem erheben die Verwandten und Weiber betäubendes Wehgeheul, die Trommeln wirbeln rascher und die Anwesenden füllen das Grab mit Erde zu. Der Boden wird wieder festgestampft und kein Hügel oder Stein oder sonstiges Merkmal bezeichnet die Ruhestätte des Todten.

In manchen Fällen legt man die Leiche des Häuptlings, gleich nachdem sie von den Weibern geschmückt worden, in ein Kanoe und stellt dieses zwei Tage lang auf ein mit Blumen und buntem Laub verziertes Gerüst von Bambusrohr, wonach dann am dritten Tage die Beerdigung in der eben beschriebenen Weise erfolgt. Erst zehn Tage später nehmen die Verwandten das leere Kanoe herab und zerbrechen es, bei welcher Gelegenheit sie von den Erben des Verstorbenen mit Dewarra beschenkt werden. An der Ostküste der Insel herrscht der Gebrauch, daß man das Kanoe, in dem die Leiche des Häuptlings liegt, mit Steinen beschwert eine Strecke weit ins Meer hinausrudert und da mit seinem Inhalt in die Tiefe versenkt. Einer solchen Bestattung habe ich etwa 10 Seemeilen südlich von Cap Gazelle beigewohnt. Die Hinterlassenen standen in großer Anzahl am Strande und begleiteten das Kanoe mit ihrem betäubenden Wehgeschrei, bis es ins Meer versenkt war.

Sobald das Grab völlig zugescharrt ist, verstummt das Klagegeheul. Die Weiber theilen in Blätter eingewickelte Arecanüsse und Betelpfeffer an die Anwesenden aus, die Trommler mäßigen das Tempo, und aus der Hütte des Todten wird das vorgefundene Muschelgeld herausgebracht und vertheilt. Bei der Vertheilung kommt Rang und Ansehen der Personen in Betracht; wenn Häuptlinge fünf bis zehn Faden erhalten, bleibt für die Geringsten und die Kinder kaum ein Stückchen von $1/2$ Meter Länge. Hat der Ver-

storbene wenig Dewarra besessen, so wird alles, war er aber reich, so wird nur ein Theil verschenkt, der Rest fällt an seine Erben. Ich war bei Beerdigungen zugegen, bei denen bis 2000. Faden Dewarra vertheilt wurden.

Erben sind die Brüder des Verstorbenen und wenn keine Erben da sind, die nächsten männlichen Verwandten. Den Söhnen schenkt der Vater vor seinem Tode eine Summe Dewarra, ebenso den Weibern und Töchtern, jedoch nicht viel.

Nach langer Zeit, manchmal erst nach zwei bis drei Jahren, versammeln sich die Verwandten und Freunde des Todten wieder an seinem Grabe, und der Bruder oder nächste männliche Verwandte gräbt dessen Schädel aus, der gereinigt, mit Kalk und rother Erde bemalt und in die Hütte des nächsten Verwandten getragen wird, wo er fortan aufbewahrt bleibt. Nach diesem feierlichen Act bereiten die Weiber leckere Speisen für die Versammelten, die Männer führen ihre Tänze auf, und das Fest dauert mehrere Tage.

Beim Tode und Begräbniß einer Frau geht es einfacher her. Das Schmücken der Leichen beschränkt sich darauf, daß man ihr die Haare färbt und ein wenig Perlen und Dewarra um Hals und Arme bindet; der Gatte vertheilt kleine Geschenke an die Anwesenden; es werden Betelnüsse gegessen und die von den weiblichen Verwandten bereiteten Speisen verzehrt. Aber kaum ist die Leiche eingescharrt und das Klagegeheul verstummt, so entfernen sich alle wieder, da eine Frau ja kein Muschelgeld zum Vertheilen hinterläßt.

Als Zeichen der Trauer beschmieren sich die nähern Verwandten des Verstorbenen, seine Frauen, Kinder, Bräute, Schwestern, mit einem schwarzen Schlamm von Ruß und Oel den ganzen Körper, die entfernten wenigstens das Gesicht. Die Länge der Trauerzeit ist sehr verschieden, von einer Woche bis zu einem Jahr und noch darüber.

Die Frau geht nach dem Tode des Mannes zu ihren Aeltern oder nächsten Verwandten, von welchen sie dann wieder

an einen Mann verkauft werden darf. Nicht selten kaufen die überlebenden Brüder seine hinterlassenen Frauen.

Die Muscheln, welche als Geld, Dewarra, auch Tabu genannt, verwendet werden, finden sich an der Beining-Halbinsel und an der Westküste Neu-Britanniens. Sie sind etwa 9 mm lang und im natürlichen Zustande schwarzbraun. Zu Dewarra werden sie präparirt, indem man ihre obere gewölbte Schale durchbohrt, sie auf dünne Rohrstäbchen aneinanderreiht, dann mit Sand abscheuert und von der Sonne weiß bleichen läßt.

Dewarra steht bei den Bewohnern der Gazelle-Halbinsel und der Duke of York-Gruppe in hohem Werth. Dewarra zu erwerben und einen möglichst großen Schatz davon zu sammeln, ist daher das eifrigste Bestreben des Eingeborenen, denn für Dewarra kann er sich alles verschaffen. Mit Dewarra kauft er seinen Schmuck, seine Frauen, mit Dewarra kauft er sich aus allen Verlegenheiten und Verwickelungen los, mit Dewarra besänftigt er seinen erbitterten Feind, selbst wenn er dessen nächsten Verwandten erschlagen hat.

In den an der Blanche-Bucht gelegenen Districten Raluana, Kininigunan und Berara stellt sich der Werth des Dewarra etwa folgendermaßen; man bezahlt:

10	Faden	Dewarra	für	ein Schwein im Gewicht von 60 kg.
1½	„	„	„	einen Sack kleingeschnittener frischer Kokosnuß.
1	„	„	„	80 Tarroknollen, etwa 70 kg.
1	„	„	„	60 Yamswurzeln, „ 80 „
20	„	„	„	eine ältere Frau.
50—100	„	„	„	ein junges Mädchen.
20—50	„	„		als Sühne an die Hinterlassenen eines Erschlagenen.

Wie anderwärts ist auch in Neu-Britannien das Geld eine Macht. Wer am meisten Dewarra besitzt, genießt das höchste Ansehen, übt den größten Einfluß aus. Die Weiber müssen

ihr Leben lang von morgens früh bis Sonnenuntergang arbeiten, um Dewarra für den Mann zu erwerben; die Männer sinnen und trachten, wie sie dem Nachbar seinen Schatz entwenden können.

Zur Bestreitung der täglichen kleinen Ausgaben pflegt der Mann $^1/_2$—4 Faden Dewarra bei sich zu tragen, das übrige hat er im Dewarrahaus, einer Hütte, die eigens bestimmt ist, das Vermögen aller Bewohner eines Dorfs, sowol die Tausende von Faden des Reichen wie die kleinen Ersparnisse der Armen, darin aufzubewahren; 50, 100 und bis zu 250 Faden werden zusammengerollt und die Rollen mit bunten Pandanus- und Palmblättern umwickelt. Geringere Beträge liegen lose in kleinen Körben. Das Dewarrahaus ist stets von mehrern Wächtern umstellt, die sofort Lärm machen, wenn demselben Gefahr droht. Männer, Weiber und Kinder eilen dann herbei und beladen sich mit einer Last Dewarra, um sie in Sicherheit zu bringen. Es wird gesagt, daß eine vom Feinde verfolgte Frau eher sich ihres Kindes entledigt und es dem Verfolger preisgibt, ehe sie das Dewarrageld von sich wirft.

Seinen im Dewarrahaus verwahrten Schatz greift der Eigenthümer nur bei ganz besonders wichtigen Gelegenheiten an, etwa wenn er den Kaufpreis für eine Frau bezahlt; sonst wird derselbe erst nach dem Tode des Eigenthümers herausgenommen, um beim Begräbniß ganz oder theilweise vertheilt zu werden. In der Wohnhütte behält jeder nur so viel Dewarra, wie er zum gewöhnlichen täglichen Bedarf nöthig zu haben glaubt. Hat er mehr angesammelt, so ist es sein Stolz, wenn er eine Rolle von 50 oder mehr Faden in das Dewarrahaus niederlegen kann. Die Trommel wird geschlagen und ruft die Nachbarn zusammen, die neidisch zusehen, wie der Glückliche den mit Stäben wohlversperrten Eingang öffnet und seine Rolle hineinträgt. Vielleicht ist es die erste Rolle, die er dort deponirt, dann muß er sich auf spöttische Reden von seiten der Zuschauer gefaßt machen. „Warte doch bis

morgen", sagt der eine, „du kannst ja hungerig werden, und hast dann kein Tabu, dir Essen zu kaufen", oder ein anderer ruft: „Kommt schnell, schauen wir in unsern Hütten nach, ob uns nicht Dewarra gestohlen worden."

So gierig sind die Neu-Britannier nach Dewarra, daß sie keine Gelegenheit unbenutzt lassen, es zu stehlen, manche dies sogar handwerksmäßig betreiben. Wenn sie einen Schlafenden bestehlen wollen, nehmen sie ein eigenthümliches Zauberwerkzeug, den Kinakinau, zu Hülfe, das sie über ihm hin- und herschwingen, damit er nicht aufwache. (Vgl. Taf. S. 136.) Der Kinakinau, ein am obern Ende eines hölzernen Stabes befestigter menschlicher Unterkiefer, mit einem grotesken Antlitz bemalt, ist die Verkörperung des Geistes Taun, welcher nach dem Glauben der Eingeborenen die Macht besitzt, den Schlaf fest zu bannen. Häufig genug passirt es freilich, daß der Schläfer trotz des über ihm geschwungenen Kinakinau erwacht. Doch thut das dem Glauben an die Macht des Taun keinen Abbruch; man meint dann, ein Kaiia, Geist, der noch mächtiger ist als der Taun, habe den Schläfer beschützt.

Die Herkunft der Dewarramuschel ist den Eingeborenen am Eingang der Blanche-Bucht und am Cap Gazelle gänzlich unbekannt; in dem District Berara und den südlich sich anschließenden Districten herrscht der Glaube, daß Geister, die im Berge Unakokor hausen, alles Dewarrageld geschaffen und ausgestreut haben. Etwas mehr wissen die Bewohner der Gebirgsregion; sie weisen, wenn man sie danach fragt, auf Kabaira und die hohen Berge der Beining-Halbinsel hin. Aber erst in Kabaira und Beining selbst und auf den vorliegenden Inseln erfährt man, wie diese Muscheln gesammelt und durch welches Verfahren sie zu Dewarra präparirt werden.

Neben Dewarra gibt es auf den Duke of York-Inseln auch ein anderes Muschelgeld, das Bällé. Es besteht aus 1 mm dicken Muschelplättchen von etwa 4 mm im Durchmesser, die in der Mitte durchbohrt und an einer gewöhnlich 2 cm

langen Schnur aufgereiht sind; 4 solche Schnüre haben den Werth von 1 Faden Dewarra. Diese Bällé-Muschelblättchen werden auf Neu-Britannien, namentlich in dem westlichen Theil nach Port Weber und der Beining-Halbinsel zu, als Schmuck getragen, indem man sie an Halsbändern und Gürteln zwischen die Kuskuszähne einreiht.

Ein dem Bällé ganz ähnliches Geld, nur aus kleinern Plättchen von $1^1/_2$—2 mm Durchmesser, haben auch die Bewohner von Neu-Irland, was neben andern Anzeichen auf ihre nahe Verwandtschaft mit den Eingeborenen der Duke of York-Gruppe hindeutet.

Die Neu-Britannier schlafen auffallend viel; auch am Tage legen sich die Männer schlafen, wenn sie nichts weiter vorhaben. Vom Eintritt der Dunkelheit an schläft alles bis zum Sonnenaufgang. Nur in mondhellen Nächten ist noch zu später Stunde Leben in den Umzäunungen: da tummeln sich noch die Kinder zwischen den Hütten umher; die Weiber und Mädchen vergessen bei Gesang und Tanz die Mühen des Tages; betelkauend und plaudernd hocken die Männer im Kreise zusammen. Doch solche Abende sind Ausnahmen von der Regel. Es ist erstaunlich, wie lange und fest hier ein Mann schlafen kann; man muß ihn ziemlich derb anstoßen, bis er erwacht, und dann dauert es auch eine geraume Weile, ehe er seine fünf Sinne wieder beisammen hat.

Die Morgentoilette nimmt keine Zeit in Anspruch. Wer nicht gerade unmittelbar am Wasser wohnt, hält es nicht für nöthig, sich zu waschen. Die Bewohner der Inlanddörfer, wo kein Wasser fließt, waschen sich nur wenn sie einmal an den Strand kommen; sonst überlassen sie es allein dem mehr oder weniger selten fallenden Regen, ihnen den Schmutz vom Leibe zu spülen. Kein Wunder daher, daß so viele von Hautkrankheit

befallen werden. Es entsteht gewöhnlich zuerst an den weichen fleischigen Theilen des Körpers, am Gesäß, auf den Wangen, an den Waden und Schenkeln, eine kleine Pustel, die sich mit einer wässerigen Flüssigkeit füllt. Rings um sie blättern dünne, trockene, weißliche Schuppen der Oberhaut in concentrischen Kreisen ab, die nach einer Woche etwa 4 cm weit ausgedehnt sind, und ebensolche concentrische Kreise verbreiten sich nach und nach vielfach verschlungen über den ganzen Körper. Der Kranke sieht dann aus, als wäre er von viel hellerer Hautfarbe als die Rasse, zu der er gehört. Uebrigens wird diese Hautkrankheit als kein großes Uebel von ihnen angesehen. Obgleich sie unstreitig ansteckend ist, finden hautkranke Mädchen Männer und umgekehrt. Auch weiße Ansiedler können von ihr ergriffen werden. Im ersten Stadium ist sie durch Einreiben mit einer schwachen Lösung von ätzendem Sublimat zu beseitigen, und es bildet sich eine neue gesunde Haut. Die Eingeborenen aber haben keine Mittel dagegen.

Das erste, wonach der erwachende Neu-Britannier greift, ist Arecanuß und Betelpfeffer. Er zerbeißt eine Arecanuß, wickelt den Kern in ein Betelpfefferblatt, das in Kalk getaucht ist, und fängt mit größtem Behagen an zu kauen. Ich habe selbst das Betelkauen mehrmals versucht, es aber stets sofort wieder aufgegeben; an den Geschmack könnte ich mich vielleicht gewöhnen, doch nie an den beim Kauen sich reichlich absondernden rothen Speichel, der auch Mundhöhle und Lippen mit einem abscheulichen Ziegelroth überzieht. Die Männer malen sich bei besondern Gelegenheiten über die Augenbrauen, die Backen und die Nase entlang, mitunter auch auf die Brust parallel laufende weiße und rothe Striche. Das von Natur schwarze Kopfhaar reiben sie theils zum Schmuck, theils um das Ungeziefer zu tödten, tüchtig mit trockenem Kalk ein, wodurch es röthlichgelb gebeizt wird. Da die Haare wellig sind, kann man sie leicht zu Locken drehen. Aeltere Männer lassen die

Locken lang herabhängen, bis über die Augen und bis tief in den Nacken. Kahlköpfige, deren es nicht wenige gibt, pflegen eine aus Menschenhaaren verfertigte Perücke zu tragen mit Locken daran, die grün, roth oder weiß gefärbt sind. Den Bart lassen sie rings um das Gesicht stehen, aber nur in einem schmalen Streifen, der wie ein Band von einem Ohr über das Kinn zum andern Ohr reicht. Alle übrigen Haare unterm Kinn, auf den Backen und über der Lippe werden mit der Wurzel ausgerissen, indem man sie einzeln in das eine Ende von zwei Faden fest eindreht und dann mit dem andern Ende einen schwachen Ruck gibt.

Auch die Weiber bemalen sich bei gewissen Festlichkeiten, namentlich wenn sie tanzen, das Gesicht. Die Kopfhaare reiben sie ebenfalls mit Kalk ein, lassen sie aber nicht lang wachsen. Den Kindern wird der Kopf kahl geschoren.

Tätowirung ist auf Neu-Britannien nicht gebräuchlich, dagegen zieren viele Männer, seltener Weiber, den Körper mit wulstigen Narben, die auf der Brust, auf den Schultern und Lenden in einer gewissen regelmäßigen Anordnung hervorgebracht werden. Man erzeugt an den bezeichneten Stellen durch Betupfen mit einem ätzenden Pflanzensaft oder durch Brennen mit glühender Kohle eine offene Wunde und reibt gebrannten Kalk hinein. Nach einiger Zeit entsteht eine erhöhte Narbe; dann wird von neuem geätzt oder gebrannt und Kalk eingerieben und diese Operation solange wiederholt, bis die Narbenwulst die gewünschte Dicke erlangt hat. Außer diesen blos zur Zierde angebrachten Wulsten ist der Körper oft an verschiedenen Stellen mit kleinen Narben bedeckt, die von den Einschnitten herrühren, welche eingeborene Heilkünstler gemacht haben, um durch Blutung die Schmerzen des Patienten zu lindern.

Eine leichte Art Tätowirung findet sich indeß doch hin und wieder, in einigen Districten, wie in Berara, sogar ziemlich häufig. Es werden nämlich über den Augenbrauen und

auf den Wangen mit einem scharfen Stückchen Bambusrohr oder mit einem spitzen Dorn mehrere kurze Striche in etwa 2 mm Abstand nebeneinander eingeritzt, durch welche man Ruß und Wasser gemischt möglichst tief in die Haut dringen läßt; sie heben sich nur durch ihre intensive Schwärze von der hellern Gesichtsfarbe sehr deutlich ab.



Halskragen der Eingeborenen.

Als Schmuck werden angelegt: Stirnbänder, Halsbänder, Halskragen, Armringe und Gürtel. Das Stirnband ist aus Kuskuszähnen, Bällé- und Dewarra-Muscheln und bunten Blättern oft recht zierlich zusammengesetzt. Das Halsband (Kurkureia) besteht entweder ganz aus etwa 7 cm breiten Kuskuszähnen, deren mitunter 500—700 aneinandergereiht sind, oder es hat abwechselnd Zwischenglieder von Bällé-Muscheln. Der Halskragen (Midi oder Ammidi) ist ein bis zu 18 cm breites,

flaches Geflecht von dünnen Stäbchen, auf das zuweilen auch Dewarramuscheln kreisförmig aufgenäht werden. Man kann ihn auch über die Stirn ziehen und als Augenschirm benutzen. Selbstverständlich kommen jetzt bei allen Schmucksachen, besonders der Frauen, bunte Glasperlen in verschiedenen Farben mit zur Verwendung. Bemerkt sei hier, daß die Kuskuszähne, die als Schmuck hier eine so große Rolle spielen, Zähne eines Beutelthiers, des Fuchskusu (Phalangista vulpina), sämmtlich von Neu-Irland, früher über die Duke of York-Insel, eingeführt werden und auch im Handel einen vielbegehrten Tauschartikel bilden; 100 Kuskuszähne gelten einen Faden Dewarra oder 100 reife Kokosnüsse. Ein nützlicher Schmuck ist ein Büschel von verschiedenfarbigen Blättern, das von einer dünnen Schnur um den Hals festgehalten, über Nacken und Rücken herabfällt. Bei Tanzfesten schmücken sich die Männer wie die Weiber damit. Solche Büschel, doch nur von grünem Farrnkraut oder gewöhnlichem Laub, tragen sie aber auch bei der Feldarbeit wie beim Gehen über die schattenlosen Grasflächen zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen, und ich habe bei meinen Fußwanderungen über die weite sonnige Strecke der Gazelle-Halbinsel das Wohlthätige dieses einfachen Kühlungsmittels aus eigener Erfahrung kennen gelernt.

Zwischen den Haaren vorn an der Stirn befestigt mancher als Schmuck dünne Nautilus- oder Perlmutterplättchen von mannichfacher Form: mit gezackten Rändern, dreieckig mit einem kleinen Loch in der Mitte, viereckige oder polygone mit durchbrochenen Zierathen. Ferner tragen die Männer als Kopfschmuck bei besondern Anlässen einen hohen weißen Busch von Kakadufedern, beim Tanzen einen kleinern von bunten Papagaifedern.

Als höchste Zierde gelten jedoch die in den durchbohrten Nasenflügeln steckenden Holzstäbchen, mitunter 4—5 in jedem, die bis 4 cm lang hervorragen; angebrannte Streichhölzer,

die ich bei meinen Besuchen in den Inlanddörfern wegwarf, wurden als besonders dazu geeignet aufgelesen. Auch das untere Ende der Nasenscheidewand wird durchbohrt und ein glattes, bis 20 cm langes Stäbchen oder ein Federkiel aus den Schwingen des Kasuar hindurchgeschoben. Es sieht eigenthümlich komisch aus, wenn beim schnellen Sprechen dieser Querstab in der Nase auf- und abhüpft. Bei den Weibern kommt das Durchbohren der Nase natürlich weit seltener vor. Häufiger dagegen ist der Gebrauch, die Ohrläppchen zu durchstechen und Blumen, bunte Blätter oder Federbüschel daranzuhängen.

Armringe werden von den Männern im ganzen wenig getragen. Hie und da sieht man wol am Oberarm einen von den aus der Muschel der Tridacna verfertigten Ringen, die aber kein Erzeugniß der heimischen Kunstfertigkeit sind, sondern höchst wahrscheinlich aus Neu-Irland kommen, wie dies mit den breiten, aus den Muscheln einer Turbo-Art verfertigten Spangen, deren man einzelne, fast den ganzen Oberarm bedeckend, bei den Weibern sieht, ganz sicher der Fall ist. Für gewöhnlich umschließen Männer wie Weiber den Oberarm mit einem schmalen Bande aus einfachem Faserstoff, und zwar mitunter so eng, daß sich infolge der Pressung die Haut entzündet.

Um die Hüfte gürten viele Männer eine Schnur von aufgereihten Kuskuszähnen oder von Bällé- oder Dewarra-Muscheln; manche hängen daran ein paar Schalen einer Seeschnecke, der Conus oder Cypraea, die beim Gehen wie eine Klapper aneinanderschlagen. Oefters dient ein schmaler Streifen von dem abgeschälten Bast einer Calamus als Gurt.

Während die Männer ihren Schmuck, mit Ausnahme des nur für besondere Festlichkeiten aufbewahrten, beständig tragen, schmücken sich die Weiber eigentlich nur zum Tanz: bei der Arbeit sind sie jedes Schmuckstücks entledigt.

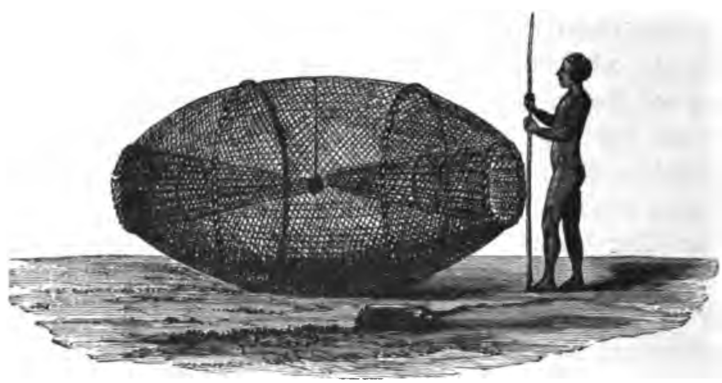
Die verschiedenen Arbeiten sind streng getrennt in solche, die von Männern und Knaben, und solche, die ausschließlich von Frauen und Mädchen verrichtet werden. Zu den Arbeiten der männlichen Bevölkerung gehören die Anfertigung und Instandhaltung der Fischereigeräthe, namentlich der Fischkörbe und der dazu gehörigen Taue, das Auslegen der Körbe ins Meer und das tägliche Besorgen derselben; der Bau von Kanoes; die Errichtung der Hütten, und in den bewaldeten Districten das Fällen der Bäume und Ausroden der Wurzeln behufs Anlage neuer Pflanzungen, sowie die Einfriedigung zum Schutz gegen wilde Schweine.

Den Weibern liegt neben der Pflege ihrer kleinen Kinder ob: die Zubereitung der Speisen, das Umgraben und Bepflanzen des Bodens, das Ausheben und Zusammenholen der Feldfrüchte und das Tragen der vollen schweren Körbe nach meilenweit entfernten Marktorten. Die Körbe werden auf dem Rücken getragen, hängen aber mit ihrer ganzen Last an einem quer über den Kopf laufenden starken Bastbande, und da die Mädchen schon im jugendlichen Alter von 6—7 Jahren 15 und 20 kg schwere Körbe tragen, so entsteht infolge des beständigen Druckes mit der Zeit eine förmliche Einsenkung oder Rille in dem Schädel der Weiber, die man bei vielen deutlich wahrnehmen kann.

In den an der Küste gelegenen Ortschaften bildet die Hauptbeschäftigung der Männer die Fischerei. Die Fische werden sowol in Körben wie in Netzen und mit der Angel gefangen.

Fangkörbe aus feingespaltenem Bambusrohr mit Streifen des äußern sehr zähen und biegsamen Bast des Rattan, einer Art spanischen Rohrs, verfertigt, hat man von zweierlei Form und Größe, je nachdem sie zum Fang auf hoher See dienen oder zum Fang auf dem wenige Faden tief liegenden Riff. Die erstern sind länger und weiter und haben die Form eines ovalen Ballons. Ein solcher Korb wird im offenen Meere

bis je drei Seemeilen weit vom Strande an einen schweren Steinklumpen, den man in die Tiefe senkt, mittels eines aus Rattanstreifen zusammengedrehten Taues vor Anker gelegt und durch ein anderes Tau mit einem schwimmenden Baumstamm oder Bambusrohrbündel verbunden. Um die Stelle vom Strande aus erkennbar zu machen, steckt man auf den Baumstamm eine Stange, an der ein dickes Büschel von Laub und Blättern befestigt ist. Täglich wenigstens einmal rudert der Besitzer zu seinem ankernden Korbe und holt die Fische heraus, die sich inzwischen darin gefangen haben. Die Zeit



Fischkorb.

für diese Art des Fangs sind die Monate December bis März und Juni bis August. In der Blanche-Bay und dem Meer, das die Küsten der Districte Raluana und Kininigunan bespült, liegen dann Hunderte von Körben, und es gewährt ein überaus belebtes Bild, wenn frühmorgens die hochschnäbeligen, weiß angestrichenen Kanoes von Korb zu Korb gleiten. Ist ein guter Fang gemacht worden, so melden es die Insassen des Kanoe durch Blasen in Tritonshörner, worauf die am Strande Versammelten mit bellendem Geschrei antworten.

Die zum Fang auf dem Riff verwendeten Körbe sind enger und mehr walzenförmig. Durch Steine beschwert werden sie

in drei bis vier Faden Tiefe gelegt, wo sich viele Arten kleiner schönfarbiger Fische, und andere abenteuerlich gestaltete, zwischen den Korallenriffen hin- und herschlüpfende Thiere darin fangen. Die Monate September bis November sind die günstigsten für diese Fangweise.

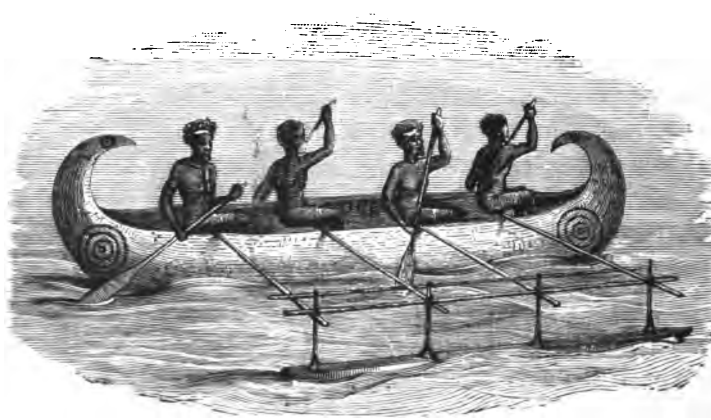
Beim Anfertigen der Fangkörbe beobachten die Eingeborenen allerhand abergläubische Gebräuche. So ist es z. B. während der ganzen Zeit der Arbeit daran dem Verfertiger wie seinen Weibern und Kindern verboten, Schweinefleisch zu genießen. Bevor der Korb zum ersten mal ins Wasser gebracht wird, findet ein gemeinsames Essen statt, an dem alle, welche bei der Anfertigung beschäftigt gewesen, theilnehmen. Fangen sich später wenig Fische in dem Korb, so gilt es für ausgemacht, daß der Korb verzaubert ist.

Fischnetze gibt es ebenfalls in verschiedenen Größen und Formen. Zur Anfertigung der größern — man macht solche von 2 m Breite und 30—60 m Länge — pflegen sich mehrere Familien zu vereinigen. Das große Netz wird, nachdem an seinem obern Rande leichte schwimmende Holzstücke, am untern kleine Steine befestigt werden, in ziemlicher Entfernung vom Lande ausgeworfen, sodann mit langen Zugleinen allmählich wieder näher an den Strand gezogen, bis es im seichten Uferwasser angelangt ist; nun werden die beiden Enden zusammengebracht, sodaß die in den Maschen sich verwickelnden Fische keinen Ausweg mehr finden.

Die kleinern Netze werden an zwei winkelförmig verbundenen Stäben befestigt; sie in den Händen bereit haltend, lauern die Fischer am Strande, und kommt ein Schwarm Fische nahe genug, so springen sie plötzlich alle zugleich ins Wasser, umzingeln den überraschten Schwarm und suchen mit ihrem Handnetze soviel wie möglich zu erbeuten.

Den Fischerei treibenden Küstenbewohnern sind selbstverständlich Kanoes unentbehrlich. Das Kanoe ist meistens aus einem einzigen Baumstamm herausgearbeitet, und die Seiten-

wände werden durch Aufnähen von ein bis zwei Hand hohen Bretern erhöht und die Näthe mit Harz bestrichen, damit das Wasser nicht eindringen kann; das Vorder- wie das Hintertheil laufen in einen langen in der Regel gebogenen und buntbemalten Schnabel aus und an der einen Seite ist häufig ein Ausrigger angebracht mit einem kleinen Gerüst aus gespaltenen Bambusstäbchen, das zur Aufnahme kleinerer Gegenstände dient. Nach jedesmaligem Gebrauch wird das Kanoe außen und innen mit Kalk angeweißt. Die Neu-Britannier pflegen



Kanoe der Eingeborenen.

ihre Kanoes mit bunten Blättern und den weißen Federn verschiedener Seevögel zu schmücken.

Als Gewerbe wird der Kanoebau nur in einigen Küstendistricten der Duke of York-Gruppe, in Uatam (Man-Insel), in Kabaira und Beining betrieben; von da erhält Neu-Britannien, die ganze Nordküste, die Blanche-Bay und die Küste bis nach Cap Gazelle hinunter durch Tauschhandel seinen Bedarf. Wie die Länge der Kanoes sehr verschieden ist, nämlich zwischen 3—15 m, so sind auch die Preise sehr verschieden. Ein großes Kanoe wird mit 100, ja bis 150 Faden Dewarra bezahlt. Wer eine solche Summe nicht erschwingen kann, muß

sich mit einem Floß aus nebeneinander liegenden und durch Querhölzer festverbundenen Bambusrohrstämmen behelfen, das zwar sehr leicht und vorm Untersinken gesichert, natürlich aber nicht wasserdicht ist. Mit ihren Kanoes wagen sich die Eingeborenen selbst bei ziemlich bewegter See drei bis vier Seemeilen weit ins Meer hinaus, sie fahren von Kininigunan bis zu den Credner-Inseln oder bis zu den südlichen Inseln der Duke of York-Gruppe. Der glückliche Besitzer eines Kanoe verwendet auf dasselbe mehr Sorgfalt als auf seine Person. Er verwahrt es in einem großen Hause am Strande, das stattlicher aussieht als sein Wohnhaus, vor den austrocknenden Sonnenstrahlen, bemalt es mit Kalk und bunten Farben und stellt es auf gabelförmige Stützen luftig auf, während er selbst oft, um es gegen Diebe und Uebelthäter zu bewachen, daneben auf der nackten Erde liegt.

Die Wohnhütte der Eingeborenen ist nicht rund, sondern ein Oblongum mit geraden Lang- und abgerundeten Schmalseiten; an der untern Schmalseite befindet sich die Eingangsthür. Die Errichtung der Hütten, die allein den Männern zukommt, ist sehr einfach. $1^1/_2$—2 m hohe Pfähle von Bambusrohr oder einer andern geeigneten Holzart werden je einen Fuß auseinander in den Boden eingerammt, die Zwischenräume mit einem starken Gitterwerk aus Streifen von gespaltenem Bambusrohr oder dem Stamm der Arecapalmen, die man durch Rattanstreifen fest verbindet, ausgefüllt und die so hergestellten Wände durch Benähen mit Gras verdichtet. Zur Construction des Daches dienen ebenfalls Bambusrohr- oder Arecapalmenstäbe, die als Quer- und Längsbalken übereinandergefügt ein recht festes und widerstandsfähiges Gerüst bilden; um es aber auch wetterfest zu machen, bedeckt man es mit Gras oder geflochtenen Kokospalmblättern. Den innern Raum theilt eine Querwand in zwei ungleiche Theile. In dem nach hinten gelegenen, der drei Viertel des Ganzen einnimmt, schlafen die Weiber und kleinen Kinder; der Haus-

vater mit den Knaben schläft in dem vordern Viertel an der Thür. Die unbeweibten Männer und die Mädchen schlafen in gesonderten Hütten. Gewöhnlich sind mehrere Hütten zu einem umzäunten Gehöft vereinigt, das seinen eigenen Namen und sein eigenes Familienoberhaupt hat, eine Anzahl solcher Gehöfte bildet zusammen ein Dorf. Der Hof vor und zwischen den Hütten wird mit buntblätterigen Sträuchern bepflanzt und stets sauber und rein gehalten. Auch aus den Hütten selbst entfernen die Weiber täglich allen Unrath und Abfall. Uebrigens dienen die Hütten nur als Aufbewahrungsort für das geringe Eigenthum des Besitzers und als Schlafstelle für ihn und seine Familie. Das Lager der Bewohner ist eine auf die bloße Erde gebreitete Kokospalmmatte. In dem Schlafraum glimmt die ganze Nacht hindurch ein wärmendes Kohlenfeuer, dem sie bald diese bald jene Seite des Körpers zukehren, wobei sie nicht selten Brandwunden davontragen. Daß der Aufenthalt in einem höchstens 2 m hohen, 5 m langen und 2 m breiten Raum, in dem drei bis vier Erwachsene und ebenso viel oder noch mehr kleine Kinder schlafen, namentlich wenn die Oeffnung in der Querwand verschlossen ist und das Kohlenfeuer seinen Qualm verbreitet, kein angenehmer sein kann, läßt sich denken.

Den Anbau des Bodens müssen fast ausschließlich die Weiber besorgen. Der Mann läßt sich höchstens herbei, das Nöthige vorzubereiten, die Bäume zu fällen oder das Land aus dem Rohen umzuwühlen; aber auch diese Arbeiten werden häufig von den Weibern verrichtet. Soll ein Grasland urbar gemacht werden, so wird zunächst das hohe Gras mit einem etwa 1 m langen geschärften Bambusrohrscheit abgehauen und, nachdem es trocken geworden, verbrannt. Dann folgt das Umgraben des Bodens mit Hülfe einer etwa 2 m langen und 7—10 cm breiten, am Ende etwas zugespitzten Stange (Beir) aus dem äußern harten Holz einer Palmenart. Da man zur Anlage des Feldes gewöhnlich eine sanft ansteigende Fläche

wählt und diese von unten nach oben bearbeitet, so geht das Umgraben ziemlich rasch von statten. Hierauf reißt man alle noch stecken gebliebenen Wurzeln des queckenartigen Grases aus, wodurch der Boden aufgelockert und gereinigt wird. In das nun ertragsfähige Feld pflanzt man in der Regel zuerst Yams. Nach sechs Monaten werden die reifen Knollen ausgehoben, der Boden wird umgeackert, wieder von Graswurzeln gereinigt und dann mit Tarro bestellt; nach der Tarroernte baut man auf demselben Felde Bananen, Zuckerrohr und so fort, bis das immer von neuem emporwachsende Gras und Gestrüpp alle andere Vegetation überwuchert. Neben den Nährpflanzen zieht man auch eine Menge Zierpflanzen, mit Vorliebe solche, welche farbige Blätter haben, rothe, gelbe, dunkelbraune oder bunt getüpfelte. Dadurch erhalten die Pflanzungen ein lebhaftes gefälliges Aussehen. In den Walddistricten, wo es viel wilde Schweine gibt, wird die Pflanzung durch einen starken Zaun von Bambuspfählen gegen diese Wühler geschützt. Ist die Pflanzung ziemlich weit von dem Gehöft des Besitzers entfernt, so baut er sich in der Zeit, wenn die Früchte zu reifen beginnen, ein Häuschen auf dem Felde, in dem er einen großen Theil des Tages zubringt, manchmal auch während der Nacht mit seinen Weibern schläft.

In der Kochkunst haben es die Eingeborenen bisjetzt nicht weit gebracht. Tarro, Yamswurzeln, Bataten, Bananen lassen sie ohne alle Umhüllung im Feuer rösten, sodaß die Außenseite verkohlt und dann abgeschabt werden muß. Das Fleisch von Schweinen, Hühnern, Hunden, jungen Känguruhs wird, ebenso wie Fische, nur in Blätter gehüllt, zwischen glühende Steine gelegt und gebacken. Ein bei Festschmäusen sehr beliebtes Gericht besteht aus gebackenem Fisch oder Huhn, auf geröstete Tarrostücke gelegt und mit dem ausgepreßten Saft aus geriebener Kokosnuß befeuchtet. Tarro und anderes Kraut wird mit geriebener Kokosnuß zusammengepackt; diese Bündel in Bananenblätter gehüllt auf heißen Steinen gebacken finde ich

recht wohlschmeckend. Von Thieren wird alles gegessen, was zu fangen ist, im Meer, auf dem Lande und in der Luft: Schnecken, Muscheln, Krabben und Seewürmer, Vögel und Fledermäuse, Heuschrecken, Ratten, Schlangen, Hunde; nur der Genuß von Schweinefleisch ist zu gewissen Zeiten verboten. Dazu kommt eine große Auswahl eßbarer Früchte und so finden sie fast immer und überall den Tisch gedeckt. Eine Hauptmahlzeit soll gegen 5 Uhr nachmittags gehalten werden, doch scheint es, daß sie sich an eine feste Ordnung überhaupt nicht binden. Die Männer und die Weiber essen gesondert; die kleinen Kinder und die Mädchen mit den Weibern, die Knaben mit den Männern. Speise, die ihnen ein Fremder reicht, rühren sie nicht an, bis dieser selbst davon gegessen hat, aus Furcht, es könnten giftige oder der Gesundheit schädliche Stoffe darunter gemischt sein. Pflanzengifte und deren tödliche Wirkungen sind allerdings hier nicht unbekannt, und mancher mag schon einen Feind durch Gift aus dem Wege geräumt haben. Aber das unwissende Volk meint eben, jede mit heftigem Kopf- und Leibschmerzen verbundene Krankheit sei eine Folge von Vergiftung, wenn sie auch einen ganz andern Ursprung hat. Rührten die Schmerzen von Ueberfüllung des Magens und gestörter Verdauung her, so gelang es mir oft, sie rasch zu beseitigen, indem ich den Patienten ein Abführ- oder ein Brechmittel einnehmen ließ: ich stehe deshalb bei den Eingeborenen in dem Rufe, Vergiftungen heilen zu können. Auch rheumatische Leiden werden fast immer als die Wirkung genossenen Giftes angesehen. Namentlich aber wenn einer plötzlich, ohne vorausgegangene Krankheit stirbt, ist der Glaube allgemein, daß er vergiftet worden. Nach den von mir gesammelten Beobachtungen kommen indeß wirkliche Vergiftungsfälle äußerst selten vor. Ich habe mit den verschiedenen Pflanzensäften, welchen die Eingeborenen giftige Wirkungen zuschreiben, an Thieren wiederholt Versuche angestellt; einer der Säfte wirkte allerdings tödlich, alle übrigen angeblichen

Gifte aber erwiesen sich als vollkommen unschädlich, und ich nahm keinen Anstand selbst davon zu kosten, natürlich zum höchsten Erstaunen meiner eingeborenen Freunde.

Daß die Bewohner Neu-Britanniens und der Duke of York-Inseln Menschenfleisch essen, ist leider wahr. Es wäre aber eine ganz irrige Ansicht, wenn man glauben wollte, daß sie sich von Menschenfleisch nähren. Das Verspeisen eines menschlichen Leichnams ist ein keineswegs sehr häufig vorkommendes Ereigniß, und wenn es vorkommt, dann sind gewöhnlich der Theilnehmer so viele, Männer, Weiber und Kinder, daß höchst selten einer ein Stück erhält, das groß genug ist, um sich daran satt essen zu können. Nur Erschlagene aus feindlichen Districten werden verzehrt; wenn ein Angehöriger des heimischen Districts getödtet worden, so wird sein Leichnam wie der eines Gestorbenen bestattet. Demnach ist der Kannibalismus eigentlich als ein Act des Hasses und der Rache gegen den erschlagenen Feind und dessen Stammesgenossen anzusehen, wie denn auch die letztern nicht eher ruhen, als bis sie wieder ihrerseits einen Mann aus dem feindlichen Stamme verspeist haben. Wenn der Leichnam eines getödteten Feindes heimgebracht worden ist, versammeln sich auf ein gegebenes Signal mit der Garamut, der großen Holztrommel, sämmtliche Bewohner des Dorfes und die Zertheilung beginnt. Er ist Eigenthum desjenigen, der ihn gebracht hat und der nun die einzelnen Stücke an die Umstehenden verkauft. Der Erlös aus einem Leichnam beträgt durchschnittlich 50—80 Faden Dewarra. Zunächst werden die Beine unterhalb der Knie abgeschnitten, dann allmählich die übrigen Theile zerstückelt. Als beste Stücke gelten die Seiten, die Finger, das Gehirn und bei weiblichen Cadavern die Brüste. Die Stücke werden einzeln mit Blättern umhüllt und zwischen heißen Steinen geröstet.

Die Neu-Britannier machen kein Hehl aus ihrem Kannibalismus, doch scheinen sie es nicht gern zu sehen, daß Fremde, namentlich Weiße, bei der Zertheilung eines Cadavers zugegen

sind. Ich war mehrmals dem mir bekannten Garamutsignal gefolgt, man fand aber stets Vorwände, mich von dem Schauplatz fernzuhalten. Kleine Stücke von geröstetem Menschenfleisch habe ich indeß öfter gesehen. Die Knochen werden weggeworfen; nur den Knochen des Oberarms nehmen manche mit, um ihn als Zierde an ihrem Speer zu tragen.

Mit gewissen Arbeiten beschäftigen sich sowol die Weiber wie die Männer. Dazu gehört: das Drehen des starken Bastzwirns, aus dem die Fischnetze gestrickt werden; das Flechten von Körben sowol aus feingespaltenen Rattanstreifen wie aus Pandanusblättern; das Weben eines sehr rohen und groben Zeuges, Mal genannt, aus der Rinde des Broussonetiabaumes, in welches die Weiber ihre Säuglinge zum Schutz gegen Kälte einwickeln. Eine noch primitivere Decke, Kukuvai, besteht aus breiten aneinandergenähten Pandanusblättern; steif und schwer in Falten zu legen, wird sie bei sehr starken Regengüssen von den Weibern über dem Kopf getragen.

Alleinige Aufgabe der Männer hingegen ist die Anfertigung jeder Art von Waffen. Die Hauptwaffen sind Keule, Speer und Schleuder.

Keulen sieht man von mannichfacher Art und Form. Früher hatte wahrscheinlich jeder District seine eigenthümlich gestaltete Keule, jetzt aber sind alle die verschiedenen Formen durch Tauschhandel über die ganze Gazelle-Halbinsel verbreitet und außerdem noch eine Menge aus Neu-Irland eingeführter Formen. Die hier abgebildeten Keulen sind nachweisbar neubritannischen Ursprungs.

Die Palao-Keule ist ein circa 1 m langer Knüttel von hartem Holz, dessen unteres Ende in einem durchbohrten und mit Harz fest angekitteten runden Stein von der Größe einer Orange steckt; in das Harz sind gewöhnlich als Zierath kleine Dewarramuscheln eingepreßt. Diese höchst gefährliche Waffe stammt aus den westlichen Districten, aus Beining und Kabaira her.



Waffen, Geräthe, Musikinstrumente.

1 Duk-Duk kavvivi. 2 Aulkubarr. 3 Voröi. 4 Mukmuk. 5 Lauka. 6 Speerspitze. 7 Aulang. 8 Pulpulu. 9 Vivinegap. 10 Airam (Steinbeil). 11 Kaur. 12 Garamut. 13 Ngap. 14 Palao. 15 Bakul. 16 Talumm. 17 Virribirika. 18 Bau. 19 Bä. 20 Tinbuk. 21 Kubbu.

S. 123.

Die Bakul-Keule ist eine Latte von dem äußern harten Holz der Arecapalme mit spatelförmig erweitertem zugeschärften Ende.

Die Aulkubarr-Keule unterscheidet sich von der Bakul hauptsächlich dadurch, daß sie mit einem dicken Busch weißer Kakadufedern umwunden ist, aus dem zwei Sträuße bunter Federn hervorragen. Aus diesem Federschmuck reißt der Krieger, während er im Kampfe den Aulkubarr schwingt, als Zeichen seiner Wuth dann und wann ganze Büschel mit den Zähnen heraus, sodaß schließlich, wenn die Kämpfer handgemein werden, fast nichts mehr davon übrigbleibt.

Die Talumm-Keule ist von besonders hartem und schwerem Holz; das untere Ende läuft in Kugelgestalt aus, das obere ist kugelförmig geschnitzt.

Die Bakul-, die Aulkubarr- und die Talumm-Keule kamen wahrscheinlich aus dem Innern der Gazelle-Halbinsel.

In den Districten Kininigunan und Berara sind am häufigsten die folgenden Keulen im Gebrauch: die Birribirika, ein gerader, am untern Ende etwas dickerer runder Knüttel; die Bau, ein runder, am untern Ende etwas dickerer schwerer Pfahl mit einer eichelförmigen Verzierung, dessen oberes Ende die Gestalt eines langgestreckten, mit rundem Knopf gekrönten Kegels hat; die Mukmuk, rund und schwer, am Schlagende zu einer gewölbten, meist rothbemalten Scheibe verbreitert, das Handende von ähnlicher Form, wie das der Bau.

Die Duk-Duk kavvivi gleicht einem breiten zweischneidigen Schwert. Das untere Ende ist halbmondförmig ausgeschnitten und mit rother Farbe bemalt; das obere ein Kegel wie bei der Talumm. Diese Keule wird, so viel ich erfahren konnte, nur von herumwandernden Duk-Duks geführt.

Seitdem eiserne Aexte eingeführt werden, tritt übrigens nach und nach auf der Gazelle-Halbinsel wie auf der ganzen Duke of York-Gruppe an Stelle der Keulen als Waffe die Boröi, eine Axt mit etwa 33 cm langem Stiel, dessen spaten-

förmig erweitertes Ende sorgfältig bemalt oder mit erhaben geschnitzten Figuren verziert wird. Den Namen Boröi, d. h. Schwein, soll sie erhalten haben, weil man sie zum Schlachten der Schweine benutzt; da aber der Leichnam eines getödteten Feindes ebenfalls Boröi genannt wird, mag die Benennung auch davon abzuleiten sein.

Nicht als Waffe dient der etwa 15 cm lange und 3 cm dicke Stab von schwerem Holz, den die Häuptlinge und Familienhäupter als Attribut ihres Ranges tragen, namentlich immer da, wo Dewarra zur Vertheilung kommt; sie pflegen dann dieses Hoheitszeichen, es mit den gefalteten Armen haltend, über die Schulter zu lehnen, denn dem Träger desselben wird stets ein Extrafaden vor den übrigen Anwesenden zutheil. Rothbraun gebeizt heißt der Stab Leplep, schwarzgebeizt heißt er Bangat; den letztern tragen nur die höchsten Häuptlinge.

Der Speer, von der äußern harten Holzschicht der Arecapalmen, ist entweder rund mit langer scharfer Spitze, Rumu, oder flach mit kürzerer Spitze, der Aibä. Für den Rumu, der bis 4 m lang ist, gibt es wieder verschiedene Benennungen, je nach den verschiedenen, an seinem obern Ende angebrachten Zierathen. Burru heißt er, wenn die Verzierung aus einem mit Kalk angeweißten Stück Holz von der Form eines Oberarmknochens besteht; Lauka, wenn am obern Ende ein menschlicher Oberarmknochen oder der Schenkelknochen eines Kasuars, an der Basis mit Dewarramuscheln umwunden, befestigt, der Schaft mit einem rothgefärbten Pandanusblatt umwickelt und der untere Theil manschettenartig mit Dewarramuscheln verziert ist. Bivinegap heißt ein Rumu, der an seinem obern Ende auf etwa 5 cm Länge einen Kranz rother Brustfedern von Papagaien trägt, aus dem fingerlange gelbe, grüne oder blaue Papagaifedern hervorragen und den oben wie unten eine bunte Federmanschette einfaßt. Der Pulpulu hat am obern Ende einen aus den Blatthülsen der Arecapalme geflochtenen Kolben, aus dem sich ein bunter Federbusch erhebt. Der

zierlichste Rumu ist der Aulang; sein bunter Federschmuck bildet zwei aufeinandergestellte Kegel, deren Bänder mit weißen oder farbigen Federn strahlenförmig verziert sind; der obere Kegel besteht aus kleinen Büscheln von bunten Papageifedern und trägt auf der Spitze einige längere bunte Federn; der untere Kegel ist mit einem Bande aus weißen oder rothen Brustfedern umwunden, auf dem sich eine zackige Arabeske von blauen oder grünen Federn abhebt. Alle diese runden Speere sind etwa 6 cm von der Spitze von einem faserigen Rindenstückchen des Broussonetiabaumes umschlossen, das roth oder weiß angestrichen wird.

Die Neu-Britannier sind sehr geschickt im Werfen des Speers, welcher daher in der Kriegführung eine wichtige Rolle spielt. Für gewöhnlich trägt der Mann nur einen Speer; geht es aber zum Kampfe, dann nimmt der Krieger so viel Speere in die Hand, wie er bequem halten kann, und allen andern zieht er den langen, dünnen und sehr spitzen Rumu vor.

Die gefährlichste Waffe jedoch ist die Schleuder, in deren Gebrauch namentlich die Bewohner der Inlanddistricte große Fertigkeit und Sicherheit besitzen. Ein Pandanusblatt wird mehrfach zusammengefaltet, dann derart gebogen und an den Rändern vernäht, daß es eine feste vertiefte Schale bildet, durch deren gegenüberstehende Ränder man eine Schnur hindurchzieht. Diese Schnuren sind von verschiedener Länge; in den Inlanddistricten sah ich Schleudern mit über 2 m langer Schnur; der Schleuderer hielt die Schnur hoch in der Hand, während er mit seinen Zehen den Stein in die Schale stieß. Die Steine haben die durchschnittliche Größe eines Hühnereies und müssen abgeglättet, nicht kantig sein. Die Schleuder wird mehrmals mit großer Geschwindigkeit horizontal über den Kopf geschwungen, worauf der Stein mit einem schwirrenden Geräusch bis 100 m weit fliegt. Ich hatte Gelegenheit, von geschützter Stellung aus einen Zusammenstoß zweier feindlichen Inlandstämme zu beobachten, bei welchem haupt-

sächlich mit der Schleuder gekämpft wurde, und kam zu der Ansicht, daß es weit gefährlicher sei, einem Haufen so geschickter Schleuderer gegenüberzustehen als einem Haufen mit Flinten bewaffneter Eingeborener. Der Kampf dauerte etwa zehn Minuten, solange bis beide Parteien ihren mitgebrachten Vorrath von Steinen erschöpft hatten. Beim Schwingen der Schleuder biegt der Mann den Oberkörper etwas zurück, aber im Augenblick, wo er den Stein entsendet, schnellt er Brust und Arme wieder nach vorn und stößt dabei einen gellenden Laut aus. Jeder verfolgt mit scharfen Blicken den Flug der von der Gegenpartei geschleuderten Steine und sucht ihnen auszuweichen, indem er sich niederduckt oder auf den Boden streckt, zur Seite oder in die Höhe springt. Freilich hilft das nicht immer, manche tragen arge Contusionen davon, gebrochene Rippen, zerschmetterte Arme und Beine, selbst eingeschlagene Schädel sind nicht selten, und an vielen Eingeborenen gewahrt man Spuren von den durch Schleudersteine erlittenen Verletzungen.

Vergifteter Waffen bedienen sich die Eingeborenen der Gazelle-Halbinsel nicht. Aber auf ihrer steten Furcht vor Vergiftung, von der ich oben gesprochen, und auf ihrem Wahn, daß gewisse Säfte den Menschen schon tödten, wenn seine Haut nur äußerlich davon genetzt wird, beruht der folgende seltsame Kriegsgebrauch. Liegen zwei Districte in Fehde miteinander, so findet man auf den Pfaden, die von einem District zum andern führen, häufig Stellen, wo die hohen Grashalme oder die Zweige der Büsche etwa fußhoch vom Erdboden quer über den Pfad zusammengeknotet sind. Solche Stellen werden von den Eingeborenen ängstlich gemieden, denn es herrscht der Glaube, an diesen zusammengeknoteten Gräsern und Zweigen hafte ein Gift, das bei Berührung der bloßen Haut des Menschen seinen Tod herbeiführt. Beim Passiren verdächtiger Pfade pflegte man mich deshalb zu bitten, da ich durch meine Kleider gegen das Gift geschützt wäre,

möchte ich voranschreiten und vor gefährlichen Stellen halt machen, damit sie umgangen werden könnten.

Ehe ich zu der Schilderung der Feste und Tänze übergehe, die in dem einförmigen Leben der Eingeborenen einen so großen Raum einnehmen, gebe ich in Nachstehendem eine kurze Beschreibung ihrer Musikinstrumente. (Vgl. Tafel S. 123.)

Kaur (Bambusrohr) heißt ein Blasinstrument, das aus einem bis 45 cm langen, gewöhnlich mit eingeritzten Figuren verzierten hohlen Bambusrohrstabe von etwa $2^1/_2$ cm im Durchmesser besteht, an dessen unterm verschlossenen Ende zwei etwa 4 cm voneinander entfernte Schalllöcher ausgeschnitten sind; der Rand des obern offenen Endes ist an einer Stelle etwas eingekerbt, und circa 3 cm unterhalb der Kerbe befindet sich das obere Schallloch. Der Bläser setzt seine Lippen an das obere Ende, bläst über die Kerbe in das Rohr und spielt mit den Fingern auf den unten angebrachten Schalllöchern; die hervorgebrachte Melodie ist höchst monoton und langweilig.

Das Garamut ist eine große Trommel, bestehend aus einem mittels glühender Steinchen hohlgebrannten Baumstamm mit einem schmalen Spalt, der sich an beiden Enden zu einer handgroßen Oeffnung verbreitert. Sie hat Handhaben an den Seiten und ist häufig roh verziert durch eingeschnittene Ornamente oder durch Bemalung mit Kalk und rother Erde. Der Tambour hält einen etwa meterlangen glatten Stab in der rechten Hand und stößt dessen Ende rasch hintereinander auf die Seitenwand, während er ihm mit Daumen und Mittelfinger der linken Hand die Richtung gibt. Der Schall ist weithin vernehmbar, besonders wenn das Holz recht trocken ist. Das Garamut steht vor der Wohnung des Häuptlings; es verkündet durch verschiedene Signale Krieg, die Zerstückelung und Verspeisung eines erschlagenen Feindes, eingetretene

Todesfälle und sonstige Familienereignisse; es begleitet die Einlage neuer Summen in das Dewarrahaus und trommelt bei großen Festlichkeiten die Theilnehmer zusammen.

Das Ngap, aus feingespaltenem Bambusrohr, hat Aehnlichkeit mit unserer Maultrommel, sowol in der Form wie in dem damit hervorgebrachten summenden Ton.

Das Bä, eine Pansflöte von sechs aneinandergereihten dünnen Bambusröhrchen, ist das wohlklingendste und modulationsfähigste ihrer Instrumente: bei fortgesetzter Uebung kann man ganze Melodien darauf spielen.

Das Tinbuk besteht aus zwei etwa 1 m langen harten Holzstücken von ovaler Form, die auf der obern Seite eine flache schalenförmige Vertiefung haben. Der Spieler desselben setzt sich auf den Boden nieder, legt die beiden Hölzer auf seine lang ausgestreckten Beine, nimmt in jede Hand einen kurzen Holzstab und schlägt damit in gewissem Takte abwechselnd oder zugleich auf die obere Seite der beiden Hölzer. Das Instrument ist sehr beliebt, wird aber nur von Männern gespielt; in mondhellen Nächten hört man von allen Gehöften her sein monotones Geklapper.

Kuddu heißt das vorzugsweise den Tanz begleitende Instrument, ein ausgehöhlter Cylinder von hartem Holz, unten offen, oben mit Eidechsenhaut überspannt; auf die letztere schlägt man im Tanzrhythmus mit den zusammengehaltenen vier Fingern der rechten Hand. Ist aber, wie es bei ihren improvisirten Tänzen vorkommt, gerade kein Kuddu zur Hand, dann genügt ihnen auch ein gewöhnliches Stück Bambusrohr, auf das der Musikant mit einem oder zwei Holzstäben den Takt schlägt, während er mit seiner rauhen Stimme die Melodie dazu plärrt.

Feste und Tänze werden bei jeder Gelegenheit veranstaltet; den armen geplagten und überarbeiteten Weibern ist freilich nur ein karger Theil davon zugemessen. Sehr häufig schmausen und tanzen die Männer unter sich und erlauben ihren

Weibern höchstens zuzuschauen, ja bei den meisten Duk=Duk=Festlichkeiten sind die Weiber gänzlich ausgeschlossen.

Ueber den Duk=Duk haben frühere Besucher Neu=Britanniens viel Phantastisches und Fabelhaftes berichtet. Gereizt durch das Geheimniß, mit dem sich die Duk=Duk=Leute zu umgeben wissen, suchte man in deren Gebräuchen nach einer tiefern Bedeutung, nach Spuren eines religiösen Cultus. Ich ließ es mir deshalb besonders angelegen sein, über die Entstehung des Duk=Duk etwas Zuverlässiges zu erfahren. In allen Districten, die ich besuchte, habe ich nach darauf bezüglichen Sagen und Traditionen geforscht, aber immer gab man mir auf meine Erkundigungen die Antwort: Unsere Vorväter machten es so, und wir machen es ihnen nach! Anstatt mich in weitere Vermuthungen und Combinationen einzulassen, schildere ich daher nur die Gebräuche, die ich selbst wiederholt beobachtet habe, und von welchen ich überzeugt bin, daß sie nicht extemporirt waren, um den Fremden damit zu täuschen.

Alle männlichen Neu=Britannier gehören dem Duk=Duk=Club an. Die Knaben werden schon im zarten Alter in diesen Club aufgenommen. Solche von Zeit zu Zeit stattfindende Aufnahmen sind mit großen Festlichkeiten verbunden. Nachdem die Väter der Aufzunehmenden und die benachbarten Dorfschaften Anzeige erhalten haben, versammeln sich die Duk=Duk=Leute an dem festgesetzten Tage auf einem eigens dazu bestimmten Platz, welchen Weiber und Kinder nicht betreten dürfen. Hier tanzen und schmausen die Männer Tage und Nächte hindurch. Die Weiber müssen natürlich für den Schmaus sorgen; die von ihnen bereiteten Leckerbissen aus Tarro und geriebener Kokosnüß, die gebackenen Hühner, wilden Tauben und Fische werden durch Männer fleißig abgeholt, welche sie zum Dank dafür, um sie von dem Festplatz fernzuhalten, mit Geschichten von Geistern und bösem Zauber ängstigen. Zum Tanz stellen sich die Männer, mit bunten Blumen und Blät=

tern ausstaffirt und von Holz geschnitzte Vögel oder grüne Zweige in den Händen haltend, in zwei langen Reihen einander gegenüber auf, machen dann allerhand Sprünge und Körperverdrehungen und singen dabei zum Takt des Kuddu ihre eintönigen Gesänge. Wenn der Tanz vorüber ist, werden die aufzunehmenden kleinen Knaben herbeigeführt. Man gibt ihnen in eine Hand einen Speer, in die andere eine roh geschnitzte buntbemalte Holzfigur, steckt eine Anzahl ebensolcher Figuren rings um sie in den Boden und tanzt einige mal um diesen Kreis herum, wobei die Tänzer ein flaches, bemaltes und mit Schnitzereien verziertes Bretchen in den Händen halten, welches Ballainiet genannt wird. Hierauf bekommen die Kinder zu essen, während die Väter derselben an die Anwesenden je nach ihrem Range kleinere oder größere Stückchen Dewarra vertheilen. Nachdem sie gegessen haben, begeben sie sich wieder zu den Hütten der Aeltern. Sie sind nun zwar in den Duk-Duk-Club aufgenommen, dürfen jedoch an dessen Versammlungen und Festlichkeiten nicht eher theilnehmen, als bis sie das 14. Lebensjahr erreicht haben. Da versetzt ihnen der Tubuvan mit seinem Stocke einen derben Schlag über den Rücken und dieser Ritterschlag macht sie zu vollberechtigten Mitgliedern.

Der Tubuvan wie der Duk-Duk, beide dem Club angehörig, stecken in einer Vermummung, die sie völlig unkenntlich macht. Dieselbe besteht aus einem hohen, über den Kopf bis auf die Schultern herabreichenden spitzen Hut von faserigem Grasgeflecht, durch dessen kleine Löcher man von innen herausschauen kann, während von außen das Gesicht nicht zu sehen ist, und aus übereinandergestülpten Kränzen vom Laub eines gewissen Baumes, die den Körper vom Hals bis zu den Knien umhüllen. Der Hut des Tubuvan ist ein einfacher Kegel, der des Duk-Duk ist bunter bemalt und trägt auf seiner Spitze einen verzierten über 1 m langen Stab. Die Anfertigung dieses Costüms nimmt in der Regel drei bis vier Tage in

Anspruch. Während der Arbeit ißt und trinkt der Verfertiger nicht; erst nach Sonnenuntergang, nachdem er seine Hände gewaschen, genießt er Speise und Trank. Der Platz, wo die Costüme angefertigt werden, heißt Taraiu. Weiber dürfen sich ihm nicht nahen. Läßt sich dennoch eine Frau dort blicken, so muß sie oder ihr Mann eine schwere Buße zahlen, von 30 bis zu 50 Faden Dewarra.



Anzug eines Duk-Duk-Tänzers.

Derjenige, für den das Tubuvan-Costüm bestimmt ist, geht zuerst fünf Tage schweigend in der Vermummung einher; dann verbirgt er diese und lebt wieder im Kreise seiner Familie. Nach drei Tagen aber legt er die Vermummung von neuem an und erscheint nun als Tubuvan mit lautem Rufen am Strande und durch die Dörfer laufend. Wieder nach drei Tagen gesellen sich die vermummten Duk-Duk zu ihm. Bei

den Eingeweihten gilt nämlich der Tubuvan für weiblich, der Duk-Duk für männlich, und deshalb erscheint zuerst jener, um durch seine Rufe diesen herbeizulocken.

Vereint mit den Duk-Duk zieht der Tubuvan von Hütte zu Hütte und präsentirt sich den Bewohnern, die ihm dafür ein Stück Dewarra von beliebiger Länge, doch nie mehr als einen Faden lang, zu entrichten haben. Auf diese Weise wird die ganze Umgegend gebrandschatzt. Zu derselben Zeit werden auch Feste gefeiert, und bald in diesem, bald in jenem Gehöft führen der Tubuvan und seine Duk-Duk einen Tanz auf, wobei es an Speisen nicht fehlen darf. Während der Duk-Duk-Festlichkeiten ist den Mitgliedern der Genuß von Schweinefleisch verboten, doch wird das Verbot nicht streng respectirt, denn ich sah oft Duk-Duk-Leute, wenn sie von andern Mitgliedern nicht beobachtet waren, Schweinefleisch essen.

Der Tubuvan hat bei seinen Umzügen einen Knüttel oder eine derbe Keule bei sich und theilt damit an die ihm Begegnenden Schläge aus, er demolirt sogar Umzäunungen und Hütten, bis man seine Wuth durch Zahlung von Dewarra besänftigt. Freilich sieht er sich zuvor wol den Mann an, den er schlägt oder dessen Eigenthum er beschädigt; einem Häuptling oder einem Mann von Einfluß hütet er sich zu nahe zu treten und Schaden zuzufügen. Dagegen verlangt er den begegnenden Weibern ihr schwer verdientes bischen Dewarra ab, weshalb sie bei seinem Nahen schleunigst die Flucht ergreifen; ja in dem District Berara, wo dem Duk-Duk allein die rothe Farbe vorbehalten ist, laufen die Weiber davon, wenn ihnen rothes Zeug zu Gesicht kommt.

Es wird stets sehr geheim gehalten, welche Person in der Vermummung steckt, und wenn jemand an gewissen Merkmalen dennoch einen Tubuvan oder Duk-Duk erkennt, so schweigt er darüber, denn er weiß, wenn er es verräth, muß er Dewarra zahlen. Fällt ein Vermummter und verliert dabei seinen Hut vom Kopfe oder wird im Gebüsch seine Um-



Das Duk-Duk-Tanzfest.

S. 132.

hüllung von Ranken und Dornen zerrissen, so umringen ihn sofort die Begleiter, um ihn vor den Blicken Unberufener zu schützen. Duk-Duk-Leute mit verkrüppelten Beinen dürfen die Vermummung nicht tragen, weil sie leicht erkannt sein würden. Die Männer sollen das Geheimniß streng bewahren



Pirogue der Eingeborenen von den Duke of York-Inseln mit dem Duk-Duk-Tänzer.

und in Gegenwart von Frauen und Kindern nicht über den Duk-Duk sprechen. Dennoch wissen die Weiber ganz genau alles, was mit dem Duk-Duk zusammenhängt, ohne daß sie sich es merken lassen: wenn sie unter sich sind, spotten sie der Lügen, die man ihnen aufbinden will, und verlachen das Treiben der Männer.

Nach alledem erscheint es mir nicht zweifelfaft, daß der Duk-Duk keinen andern Zweck hat, als seinem Eigenthümer Dewarra einzutragen und zugleich dem Hang der Eingeborenen zu Schmuck und Tanz Vorschub zu leisten. Nicht jeder darf einen Tubuvan oder Duk-Duk herumlaufen lassen; dies ist vielmehr ein Vorrecht der Häuptlinge und ihrer Verwandten, die den Duk-Duk als Mittel benutzen, um sich zu bereichern, während die Mitglieder niedern Ranges sich mit den Festlichkeiten, die damit in Verbindung stehen, begnügen müssen.

Diese Festlichkeiten dauern in der Regel einen ganzen Monat; ist die ganze Umgegend abgebettelt und ist man des Tanzens und Schmausens müde, so stirbt der Tubuvan und der Duk-Duk, d. h. die Mitglieder versammeln sich wieder auf dem Taraiu-Platze und verbrennen, unter Klagegeheul wie am Grabe eines Verstorbenen, die Gegenstände, die zur Vermummung gedient haben.

Man erzählt sich, daß in der Duke of York-Gruppe der Duk-Duk viel gewaltthätiger hause, gelegentlich sogar Weiber todtschlage. Gesehen hat das aber meines Wissens noch niemand. Und dasselbe wurde mir auch von dem Duk-Duk der Gazelle-Halbinsel gesagt, allein soweit ich im Lande herumgekommen bin, fand ich nirgends die Aussagen bestätigt.

Der Zweck, Dewarra zusammenzubringen, liegt auch andern Festlichkeiten zu Grunde, bei denen es jedoch nicht so geheimnißvoll hergeht.

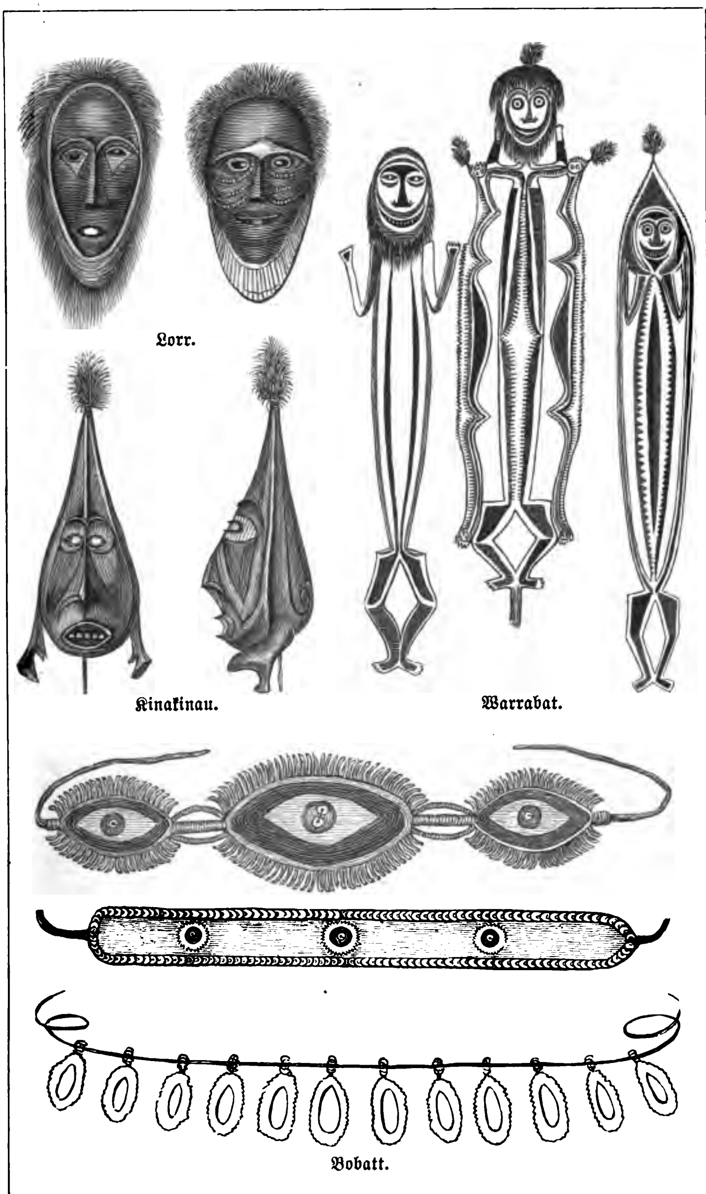
Von Zeit zu Zeit vereinigen sich mehrere Familien einer Dorfschaft zur Errichtung eines Popo. So nennt man ein zierliches mannshohes Häuschen von Bambusstäben, die mit Farrnkräutern und buntgefärbten Rattanbändern umwunden sind. Auf ihnen ruht das kegelförmige Grasdach. Die Spitze desselben bildet ein langes schwankes, mit bunten Federn geschmücktes Bambusrohr, von dem eine bemalte Holzfigur, eine Menschen- oder Vogelgestalt, herabhängt. Die Decke im In-

nern besteht aus straff gespanntem weißen Rindenzeug und ist mit grotesken Menschenfiguren in Roth und Schwarz bemalt, ein verzierter Stab reicht von ihrer Mitte bis auf den Fußboden. Von außen umgibt das Häuschen ein etwa 50 cm hohes Gitter, oben mit grünem Laub umflochten, zwischen welchem buntbemalte, aus Holz geschnitzte Vögel hervorgucken. Der ganze innere Raum wird mit Speise gefüllt, mit gebackenem Tarro, gebackenen Fischen und Hühnern, worüber geriebene Kokosnuß ausgepreßt ist. Zwischen der Außenseite und dem Gitter werden ringsum junge Kokosnüsse und reife Bananen hingelegt und rothblätterige Dracaenen in die Erde gesteckt. Sobald alles bereit ist, ruft ein mit der Garamut gegebenes Signal die befreundeten Einwohner der umliegenden Dorfschaften herbei. Zu dem Festplatz selbst haben nur die Männer Zutritt; Weiber und Kinder bleiben außerhalb der Umzäunung, werden jedoch hier ganz wie die Männer bewirthet. Nachdem eine Weile auf Garamut und Timbuk musicirt worden, vertheilt der Festgeber die in dem Popo befindlichen Speisen, die meist an Ort und Stelle verzehrt werden. Jeder ißt soviel er vermag, und trinkt dazu die Milch von jungen Kokosnüssen (Kulau). Auch die Bananen und die andern Früchte verschwinden mit großer Schnelligkeit und zuletzt werden, um die Verdauung zu befördern, Arecanüsse und Betelpfeffer gereicht. Den etwa anwesenden Häuptlingen und Personen von Rang verehrt der Wirth beim Abschied ein Stückchen Dewarra, wogegen jeder der übrigen Gäste ihm ein Stückchen Dewarra als Dankbezeigung zurückläßt, und da die Zahl der Gäste oft nach Hunderten zählt, so macht der Gastgeber immerhin kein schlechtes Geschäft. Die geschnitzten Vögel und andere Zierden des Häuschens werden nach dem Feste abgenommen und für spätere Gelegenheiten aufbewahrt, das Häuschen jedoch läßt man stehen, bis es von selber zusammenfällt. Bisweilen errichtet auch ein wohlhabender Häuptling einen Popo und ladet den benachbarten Häuptling und

dessen Angehörige dazu ein. In diesem Falle vertheilt der Gastgeber an alle Eingeladenen je nach ihrem Range größere oder kleinere Stückchen Dewarra.

Den Tanz lieben die Weiber ebenso sehr wie die Männer. Sind sie mit der Bestellung der Felder zu Ende, dann pflegen sie von Dorf zu Dorf zu ziehen und ihre Tänze, von Gesang begleitet, aufzuführen. In der Anordnung sind die Tänze der Weiber denen der Männer, ausgenommen die Tänze der Duk-Duk-Leute, völlig gleich. Die Tänzer stehen in zwei langen Reihen, die Männer haben bunte Blätter in den Händen und sind mit Blumen und Kränzen geschmückt; die Weiber halten in jeder Hand ein Stäbchen, an dem ein Büschel von bunten Federn steckt (Ainabba). Die Bewegungen des vordersten Paares werden von den dahinterstehenden Paaren in demselben Takte nachgeahmt, bald beugt sich der Oberkörper zur rechten, bald zur linken Seite, bald nach vorn, bald zurück, oder wiegt sich in den Hüften und bewegt dazu im Takt die Arme auf und ab, kauert plötzlich auf dem Boden nieder, springt ebenso schnell wieder auf und vollführt eine Reihe gymnastischer Productionen, bis der Schweiß in Strömen aus allen Poren fließt.

In einigen Inlanddistricten führen die Männer Tänze auf, bei denen sie das Gesicht mit einer Maske bedecken. Diese, Lorr genannt, ist aus den Stirn- und Backenknochen und dem Unterkiefer eines menschlichen Schädels zusammengefügt und gekittet, mit Kopfhaaren bedeckt, von einem Bart umrahmt und mit rother Erde und Kalk derartig bemalt, daß sie ein Gesicht mit tragischem oder komischem Ausdruck darstellt; an einem auf der Innenseite angebrachten Querstäbchen hält sie der Tänzer mit den Zähnen fest. Auf den Duke of York-Inseln ist ein Tanz gebräuchlich, bei dem die Männer große, aus Holz geschnitzte groteske Figuren, wie Eidechsen, Vögel, Fische, auf dem Rücken und dem Kopfe tragen. In Neu-Britannien habe ich diesen Tanz nirgends aufführen sehen.



Gesichtsmasken, Geisterfiguren, Stirnbänder.

S. 136.

Die Streitigkeiten innerhalb eines Districts oder unter Stammesgenossen werden fast immer nach vorausgehender Unterhandlung durch Zahlung von Dewarra zum Austrag gebracht. Hingegen sind die Fehden zwischen verschiedenen Stämmen mitunter von langer Dauer; zwischen manchen Districten hören sie nie auf. Selten kommt es indeß zum offenen Kampfe; man lauert dem Feind im Hinterhalt auf und sucht ihn unvorbereitet niederzuschlagen. Die Dorfschaften schützen sich gegen feindliche Ueberfälle durch Ausstellung von Posten und durch Sperrung der Zugänge mit Zäunen und Verhauen von Bambusrohr. Außerdem sind sie erfinderisch in allerlei Fallen und Vorrichtungen, um einen vordringenden Feind aufzuhalten. Sie graben z. B. tiefe kreisrunde Gruben, bespicken deren Boden mit Speerspitzen und überdecken sie mit einer täuschenden leichten Decke. Diese Fallgruben dienen zugleich zum Fang der wilden Schweine. Eine nicht minder gefährliche Vorrichtung der Art habe ich auf den weiten Grasfeldern am Fuß des Unakokor wie in einigen Walddistricten mehrfach angetroffen. Zu beiden Seiten eines engen Pfades sind zwei Speere im Gebüsch oder Gras versteckt und durch eine quer über den Pfad laufende Liane in der Weise miteinander verbunden, daß der Vorschreitende, indem er das ganz ungefährlich aussehende Hinderniß beseitigen will, sich die Speerspitzen in den Leib bohrt. Mit genauer Noth entging ich auf einem Streifzug ins Innere einer solchen Falle; der eine Speer fuhr an meiner Hüfte vorbei, der andere durchstach meine lederne Patronentasche.

In Friede und Freundschaft lebende Districte leisten sich in Kriegszeiten gegenseitige Hülfe. Der Häuptling eines angegriffenen Districts schickt an den befreundeten Häuptling, dessen Hülfe er in Anspruch nimmt, einen Boten mit einer jungen Dracaene, die mit drei bis vier Faden Dewarra umwickelt ist. Dort angekommen, legt der Bote dieses Geschenk dem Häuptling zu Füßen. Hebt dieser es auf, so gilt das als

Zusage, läßt er es liegen und geht schweigend in seine Hütte, so bedeutet dies Verweigerung der erbetenen Hülfe. Die Verweigerung wird oft als eine Kriegserklärung betrachtet. Hat aber der Häuptling das Geschenk angenommen, was in den meisten Fällen geschieht, so beruft er durch ein Garamutsignal die Männer des Stammes zusammen und bestimmt den Tag, an dem sie sich in Kriegsrüstung einfinden sollen; wenn aber sehr eilige Hülfe verlangt wird, kommt es vor, daß die versammelte Mannschaft sofort aufbricht. Innerhalb zwei Stunden nach Erschallen des Signals sah ich einmal in einem dichtbevölkerten Inlanddistricte eine Schar von gegen 2000 Bewaffneten zum Abmarsch bereit. Die verbündeten Häuptlinge berathen gemeinschaftlich den Kriegsplan, doch bildet die Mannschaft jedes Häuptlings ein gesondertes Corps. Es werden aus den meist stark verrosteten Musketen ein paar ungefährliche Schüsse abgefeuert, die feindlichen Heere rücken einander näher; man verhöhnt sich gegenseitig durch laute Zurufe, schleudert Steine von hüben und drüben — und damit ist in der Regel der Feldzug beendet. Nachdem Betelnüsse unter den Bundestruppen herumgereicht und ihr Häuptling für die geleistete Hülfe mit Dewarra beschenkt worden, gehen alle wieder heim zu ihren Dörfern und Hütten.

Ein Vermittler zwischen zwei streitenden Stämmen findet meist willig Gehör. Mir wurde schon öfters, von einer oder von beiden Parteien, das Vermittleramt übertragen. Ich bescheide dann die in Fehde stehenden Häuptlinge mit ihrem Anhang zu mir. Sie setzen sich vor meinem Hause ins Gras, reichen sich gegenseitig Betelnüsse und stecken flüsternd die Köpfe zusammen. Diese Berathungen werden nie laut geführt. Was die Häuptlinge und Familienhäupter beschließen, das gilt für den ganzen Stamm als Gesetz. Das Resultat der Unterhandlungen besteht immer darin, daß die schuldige Partei an die andere eine gewisse Anzahl Faden Dewarra zahlen muß, wovon auch der Vermittler seinen Theil erhält.

Seitdem die Zahl meiner Bouka-Insulaner auf 150 angewachsen ist, dictire ich in der Regel den Frieden, und die Bewohner der mit mir in Verkehr stehenden Districte bis an den Fuß des Unakokor hin scheinen es recht gern zu sehen, daß ich Ruhe unter ihnen zu stiften suche und ihnen vermehrten Anbau von Yamswurzeln, Tarro und Kokospalmen empfehle.

Nach Aussage von Eingeborenen ereignet es sich im Innern der Halbinsel bei Kämpfen zwischen zwei Districten bisweilen, daß ein einzelner Krieger hervortritt und einen Mann aus dem feindlichen Haufen zum Zweikampf mit Speer und Keule auffordert. Ich selbst war nie Zeuge eines solchen Einzelkampfes, habe jedoch keinen Grund, die Wahrheit der Aussage zu bezweifeln. In den Inlanddörfern Malagunen und Kadakadai sind mir Krieger als berühmte Einzelkämpfer vorgestellt worden. Es waren herkulische Gestalten, denen Muth und Kampflust aus den Augen blickte; von ihrem muskulösen Arm geschwungen muß die Steinkeule Palao oder die nicht minder schwere Holzkeule Talumm eine furchtbare Waffe sein.

Die Spiele der Knaben und Männer haben, abgesehen von den Tänzen der letztern, meist Ausbildung und Uebung im Gebrauch der Waffen zum Zweck. Eine Schar Knaben theilt sich in zwei Haufen und wirft mit Schleudern statt der Steine Früchte und Fruchtkerne aufeinander, die indeß den Getroffenen auch nicht immer sehr sanft berühren. Zuschauend sitzen die Alten im Schatten der Bäume und ermuntern durch Zurufe die jugendlichen Kämpfer; oder ein besonders geschickter Schleuderer steht auf und gibt seine Künste zum besten, welche dann die Jugend wetteifernd nachzumachen versucht. Ein andermal werden Speere von verschiedener Größe und aus verschiedener Entfernung nach dem fleischigen, saftreichen Stamm einer Banane geworfen. Anderer Art ist folgende Kurzweil, an der Jung und Alt sich zu ergötzen scheint. Von dem Ast eines hohen Baumes hängt ein künstlich aus Holz

geschnitzter und mit bunten Federn beklebter Vogel, an Stelle des Schnabels mit einem sehr harten Dorn versehen, an einer langen dünnen Schnur in der Schwebe herab. Etwa 10 m von dem Baume entfernt ist ein Speer, mit einer jungen Kokosnuß auf der Spitze, in die Erde gesteckt. Man faßt den Vogel in die rechte Hand und schwingt ihn nach der aufgestellten Kokosnuß; es gilt diese so zu treffen, daß der Dornschnabel möglichst tief in ihre Schale eindringt. Die Strandbewohner belustigen sich vorzugsweise gern damit, daß sie, in langer Reihe am Ufer stehend, aus feuchtem Sand oder Schlamm geknetete runde Scheiben von der Größe eines Thalers hoch in die Luft werfen, welche beim Herabfallen ins Meer nicht mit dem Rande, sondern platt auf das Wasser aufschlagen müssen. Knaben, Männer und Greise können stundenlang mit leidenschaftlichem Eifer sich an diesem Wettspiel betheiligen.

Die Weiber und Mädchen, von frühester Jugend an mit schwerer Mühsal beladen, scheinen keine Spiele zu kennen, läßt ihnen doch die stete Arbeit keine Zeit zum Spielen; doch die Macht der Gewohnheit ist es, die auch diesen armen Geschöpfen ihr Los erträglich machen mag; denn beobachtet man sie auf den Marktplätzen, wo bisweilen Hunderte neben ihren Körben hocken, und sieht, wie sie ohne Aufhören munter und lärmend miteinander schwatzen, so erhält man den Eindruck, daß sie sich keineswegs unglücklich fühlen. Sicher hat die Idee der Frauenemancipation noch nicht Eingang in ihre Köpfe gefunden.

IX.

Das Religionswesen.

Zum Schluß einige Worte über die religiösen Vorstellungen der Neu-Britannier. Dieselben sind äußerst dürftig und bestehen eigentlich nur aus einem Wust von Aberglauben und abergläubischen Gebräuchen, die aber keineswegs feststehen oder anerkannte Gültigkeit haben. Ziemlich allgemeiner Glaube scheint etwa das Folgende zu sein:

Dem Geist Kaiia gehören Sonne, Mond und Sterne; er macht auch die Erdbeben und die vulkanischen Ausbrüche und hat seinen Sitz unter der Erde. Auf das Geheiß zweier anderer Geister, des Topurgo und des Tokobannana ist das feste Land entstanden; sie wohnen im Unakokor, den sie als erstes festes Land aus dem Meere emporsteigen ließen. Ferner begegnete ich häufig der auffallenden Vorstellung, daß die Weiber eher dagewesen seien als die Männer.

Böse Geister gibt es in Menge. Sie haben den gemeinschaftlichen Namen Taberan und werden als groteske, in Holz geschnitzte, buntbemalte und mit Federn ausstaffirte Figuren dargestellt, die man Warrabat nennt (vgl. Taf. S. 136). Angebetet wird der Taberan nicht. In der Dorfschaft Butam, etwa 14 km landeinwärts von Landip am St.-Georgs-Kanal, kam ich im dichten Walde zu einem vom Unterholz freigemachten Platze,

der mir als ein Taberan-Platz bezeichnet wurde. Die Stämme der Bäume waren mit verzerrten Figuren in schwarzer und rother Farbe bemalt. An einer besonders sauber gehaltenen Stelle stand eine kleine Hütte mit überhängendem Strohdach und sorgfältig geglättetem, aus gespaltenem Bambusrohr hergestellten Wänden, an denen auf rothem Grunde dieselben Figuren wie an den Bäumen gemalt waren. Im Innern war die Hütte gänzlich leer. Ueber ihren Zweck gab man mir auf alles Befragen keine andere Auskunft als: sie ist das Haus und der Wohnsitz des Taberan. Auch mit dem Duk-Dukwesen hat der Taberan nichts gemein; der Versammlungs- und Schauplatz der Duk-Duk befand sich in einer andern, von diesem Platz weit entfernten Gegend der Dorfschaft.

Dem Einfluß der bösen Geister wird Krankheit, Miswachs, Dürre, überhaupt alles, was dem Menschen schädlich ist, zugeschrieben. Wenn zu bestimmten Zeiten des Jahres, so beim Aufhören des Südost- und Eintritt des feuchten Nordwestwindes infolge anhaltender Regengüsse ungewöhnlich viele Menschen erkranken und sterben, so ziehen die sämmtlichen Bewohner des Districts in einer mondhellen Nacht mit Zweigen und Knütteln versehen aufs Feld hinaus, schlagen und stampfen unter wildem Geheul den Boden und setzen dies bis zum Morgen fort, in dem Wahn, die bösen Geister dadurch zu vertreiben.

Sowie die Häuptlinge in Neu-Britannien keine eigentliche Herrschergewalt über die Angehörigen ihres Gemeinwesens besitzen, so gibt es hier auch keine Priester, die eine geistliche Macht auf die Gemeinde ausüben. Einzelne Leute geben vor, daß sie mit den Geistern in näherer Verbindung stehen und mit deren Hülfe Regen machen, ergiebigen Fischfang bewirken, Krankheit anzaubern und beschwören, selbst den Tod herbeiführen können, und finden mehr oder weniger allgemeinen Glauben bei dem Stamme.

Der Regenmacher, nachdem er sich den ganzen Körper mit Kalk und rother Erde bemalt, bunte Blätter in den Nacken gehängt und einen Federbusch ins Haar gesteckt hat, wickelt einige Blätter einer roth und grün gestreiften Dracaene in ein frisches Bananenblatt und legt das zuvor mit Wasser angefeuchtete Bündel etwa einen Fuß tief in die Erde. Danach scharrt er die Grube wieder zu, und den Boden mit den Füßen feststampfend spricht oder singt er dabei die folgenden Worte:

I katung Unakokor,
i katung varagoi,
i katung u ran e ta,
i katung rau la kaiia,
i katung vuna balangata,
na virua na meme.

Schließlich dreht er sich im Kreise herum und ahmt mit dem Munde das Rauschen des Regens nach. An der Wirksamkeit dieser Procedur wird nicht gezweifelt, wenn auch der Regen manchmal recht lange auf sich warten läßt. Mitunter freilich ist das Metier des Regenmachers nicht ohne Gefahr. Als einmal langer heftiger Regen mehrere Tarropflanzungen durch Abspülen des fruchtbaren Bodens verwüstet hatte, brannten die geschädigten Eigenthümer derselben dem zunächst wohnenden Regenmacher seine Hütte nieder, worauf sie seinen Dewarraschatz in Beschlag nahmen und unter sich vertheilten.

Die Gabe, Krankheit und Tod herbeiführen zu können, besitzen nur wenige Eingeweihte; sie scheint in gewissen Familien erblich zu sein. Das Verfahren, das der Beschwörer dabei anwendet, ist von mannichfacher Art; unter anderm muß er sich, um die Beschwörung wirksam zu machen, den Auswurf der Person verschaffen, die erkranken oder sterben soll. Aus diesem Grunde pflegen die Eingeborenen ihren beim

Betelnußkauen ausgeworfenen Speichel sorgfältig vom Boden abzuwischen, sowie sie auch ihrer Excremente an heimlichen Orten sich entledigen und dieselben mit Erde bedecken.

Auch seltene Naturerscheinungen werden von den Beschwörern ausgenutzt. Im November 1884 fiel eines Abends ein Meteorstein mit starkem Geräusch im Walde nieder, etwa 8 km von meiner Wohnung. Der roth glühende Körper war, da er scheinbar sehr niedrig über die Grasebene zog, von vielen beobachtet worden. Andern Tags starb ein einflußreicher Häuptling und selbstverständlich hatte der Meteorstein seinen Tod herbeigeführt. Die Beschwörer wurden nun von nah und fern um Zaubermittel gegen den tödlichen Einfluß des Meteorsteins angegangen und hielten eine reiche Dewarraernte.

Scheu vor dem „Tabu“ ist, wie auf allen Südsee-Inseln, auch auf Neu-Britannien zu Hause. Von Pflanzungen, Kokospalmen und sonstigen Besitzthümern, die mit dem Tabu-Zeichen versehen sind, ist es verboten, etwas zu nehmen. Wer das Zeichen nicht respectirt, wird von Krankheit und Unheil betroffen. Als Tabu-Zeichen dienen verschiedene Vorrichtungen: einzelne Kokosnußbäume werden mit einem Palmblatt umflochten; bei ganzen Plantagen wird ein Bündel roth und weiß bemalter Zweige, an dem reife Kokosnüsse befestigt sind, aufgestellt oder einfach eine Anzahl Kokosnüsse an einen ins Auge fallenden Ast gehängt. In den Inlanddörfern am St.-Georgs-Kanal sah ich als Tabu-Zeichen ein überdachtes Gerüst von geschnitzten, roth und weiß bemalten Bretern, das rings von Kokosnüssen in regelmäßig gelegten Reihen und von buntblätterigen Ziersträuchern umgeben war. Beim Herannahen der Duk-Duk-Festlichkeiten belegt der Duk-Duk Kokosnüsse und andere wohlschmeckende Früchte mit dem Tabu, damit dann für die großen Schmausereien reichlicher Vorrath davon zur Verfügung stehe. Doch darf auch der Eigenthümer selbst jederzeit seine Pflanzungen mit dem Tabu-Zeichen versehen.

Vorstehende Mittheilungen über das Religionswesen der Neu-Britannier gründen sich zwar nur auf das, was ich in den von mir besuchten Districten der Gazelle-Halbinsel erkundet und beobachtet habe; allein ich bin der Ansicht, das Resultat würde kein wesentlich anderes sein, wenn auch die übrigen Theile der ganzen Insel schon durchforscht und die verschiedenen Dialekte ihrer Bewohner uns hinreichend geläufig wären. Die Eingeborenen stehen eben geistig auf einer zu niedrigen Stufe, als daß sie aus eigener Kraft zu höhern Ideen sich aufzuschwingen vermöchten.

Anhang.

Nachstehend gebe ich einige Proben der Dialekte, die auf den Duke of York-Inseln und auf Neu-Britannien, speciell in dem District Kabakada auf der Nordküste der Gazelle-Halbinsel, gesprochen werden. Der in Kabakada wohnende Wesleyanische Missionar B. Danks hat ein umfassendes Vocabular dieses Dialekts zusammengestellt; auch die von der Mission zum Gebrauch der Eingeborenen der Gazelle-Halbinsel herausgegebenen Schriften sind in diesem Dialekt abgefaßt und in einigen andern Districten ebenfalls eingeführt, sodaß mit der Zeit der Kabakada-Dialekt wol allgemeinern Eingang finden wird. Im Innern des Landes fand ich viele verschiedene Dialekte, doch sah ich auch, daß z. B. die Bewohner der Dorfschaft Weiriki, südlich vom Unakokor, im Stande waren, sich mit den Strandbewohnern ohne Anstoß zu unterhalten.

Dialekt der Eingeborenen der Duke of York-Inseln.

Die zehn Gebote.

(Nach G. Brown, Missionar in Port Hunter.)

Un watugi a kum wewadni e noina.

I. Koniku ui pami nara matag a num Nara rau gana, iau ku.

II. Koniku ui pami a num tabataba i torki; er ra ligi lenku a ligi tana ura maua, er lenku a lig e na tudu ra maua, er lenku a lig una tai e na tudu ra wanua. Koniku tutudug uni koniku ui taram uni. Kuma iau Jeova num Nara na Todaru ririgei iau, iau balui koromdiat a kum nat a makiradiat pikoina a Tamadiat i pam tuk ura nuna tuludi ma nuna watdi a taun tara diat pet akakai korom iau, ma iau marimari diat a no mara a tauntara diat nemi iau ma taramlu ura nug kum wetula.

III. Koniku ui watugi biaku ai ana Jeova na num Nara kuma Jeova pin ualili ra i watugi biaku ai ana.

IV. Un kadopi a bug Sabate un watabunabulu uni. E nomdi na bugui papam uni ma pami a num pinapam rap; ma nuna limadi ma ruadi na bug e Sabate kuma a nun Jeova num Todaru, koniku ui papam uni, ui, er na tumlik muana er na tumlik tebuan, na num wetula muana er na num wetula tebuan, a num kum pika er na waira i tana ura num taman, kuma e nomdi na bug Jeova i pam uni a maua ma ra tudu ra maua, na tai ma lig rap diat tana uni ma i go ura nuna limadi ma ruadi na bug, kuma i watabunabulu a bug Sabate.

V. Un ururuni diara a Tamam ma Nam kuma i yokana uni num lalaun ura bual Jeova na num Todarui tari tam.

VI. Koniku um tuptup te.

VII. Koniku pet na tinouru.

VIII. Koniku ualog.

IX. Koniku lokloki te.

X. Koniku ui nemi pikoina na ruma a nunte, koniku ui nemi pikoina na tebuan a nun te, er nuna wetula umana er nuna wetula tebuan, er nuna povi er nuna asa, er ta utna a nuna.

Der Kabakada-Dialekt auf der Gazelle-Halbinsel.

Die zehn Gebote.

(Nach B. Danks, Missionar in Kabakada.)

I. Kaliak u kalepa ta ra kalou bula, i au kakika.

II. Kaliak u kaia kaum tika na tabalara, ma ra malalari tika na maqit u rama ra balanabakut, ba waraqop tiha na maqit kana ta ra lavuru qunaqunan, ba waraqop tika na maqit ta ra ta lamana: Kaliak u vua timtibum tadav diat, kaliak u tarom tadiat: ba Iau Jeova kaum Kalou, Iau a Kalou a tenakukure, Iau bali ra magamagana kaina kadiat a lavuru kua tadap na tu i diat ta ra utul ma ivat na taun tare pa dia kakap taqu: ma Iau mari diat a vinun a maramara na taun tare dia kakap taqu ma tarom ta kauqu waratiqal.

III. Kaliak u watag wakuku ra ye Jeova kaum kalou; ba Jeova pa dira waramaram ma ta ba i watag wakuku ra yagina.

IV. U na kodop ra bug tabu, ma u na kakap tana. A leptikai na bug u na papalum tana, ma pait wapara kaum papalum: a levurua na bug a bug tabu na kai Jeova kau Luluai: kaliak u papalum taun ia, u, ma na tum na ra tututana, ma na tum na ra vavina, ma kaum tultul na ra tutana, ma kaum tultul na ra vavina, ma kaum wawaque, ma ra wawaira i ti ki ra kubam: ba leptikai na bug Jeova i qu waki ra balanabakut ma ra lavuru qunapunan, ma ra ta, ma ra tabarikik para i ki tana, ma i qa gopapa ra bug levurua: ia na Jeova i qa wadoane tana ra bug tabu ma i qa watabu ia.

V. U na kakap tai tamam ma mam: upi na lolovina kaum nilaun ta ra qunan na Jeova kaum Kalou i tar ia tam.

VI. Kaliak u doka tika.

VII. Kaliak u po.

VIII. Kaliak u log.

IX. Kaliak u voavoagopa tikai.

X. Kaliak u puruai ra balam upi ra pal kai tikai, kaliak i puruai ra balam upi ra vavina kai tikai, ba kauna tultul na ra tutana, ba kauna tultul na ra vavina, ba kauna karavau, ba kauna as, ba tika na maqit kai tikai.

Zwei von mir selbst aufgezeichnete Lieder.

A Libung.

(Aus den Dorfschaften am Unakokor.)

Kalagurat mari
A marapen navaina
Manatakap talakukurr.
Jerigoi mari
Navaturr valirane.
Kalingan mari
A muravaval mulei
Vateder ma re maleu.

A Lili.

(Von den Strandbewohnern im Kanoe gesungen.)

Bai ngala karatapo
Bai ngala karatamo
Kai nanam .....* balum e.
Nakakap na palupal ma togire
Ave talele ae
Ja kukur ane ma togire.

* Hier wird der Name eines der Kanoe-Insassen eingeschaltet.

Die Melodie dieses Liedes ist etwa so wiederzugeben:



Namen- und Sachregister.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

RN) UN

